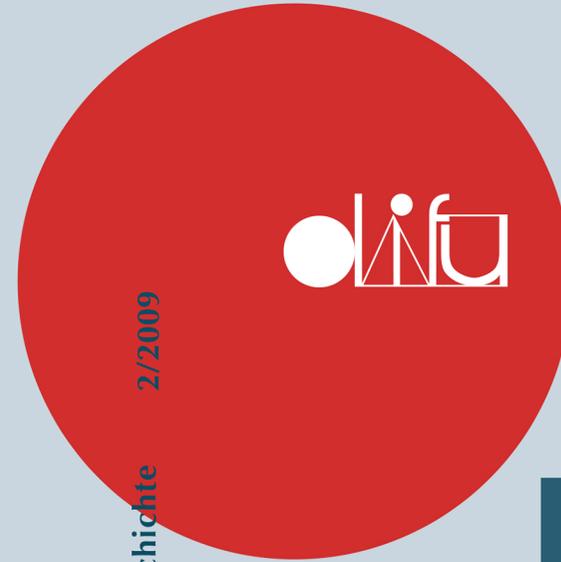




# Informationen zur modernen Stadtgeschichte

Themenschwerpunkt

Tiere in der Stadt



2/2009

2/2009

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

# IMS

# Informationen zur modernen Stadtgeschichte

---

2009  
Verlagsort: Berlin

2.Halbjahresband

Herausgegeben von  
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Franz-Josef Jakobi, Gerd Kuhn,  
Heinz Reif, Jürgen Reulecke, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit  
Christian Engeli, Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Wolfgang Hofmann,  
Horst Matzerath, Heinz-Jürgen Priamus, Dieter Rebentisch, Adelheid von Saldern,  
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

## Themenschwerpunkt

### Tiere in der Stadt

Verantwortlicher Herausgeber:  
Clemens Wischermann

#### **LEITARTIKEL**

*Clemens Wischermann*

Der Ort des Tieres in einer städtischen Gesellschaft..... 5

#### **BERICHTE UND AUFSÄTZE ZUM THEMA**

*Mark Sven Hengerer*

Stadt, Land, Katze. Zur Geschichte der Katze in der Frühneuzeit..... 13

*Aline Steinbrecher*

Eine Stadt voller Hunde – Ein anderer Blick auf das  
frühneuzeitliche Zürich ..... 26

<i>Inge Auerbach</i>	
Hunde in Universitätsstädten 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts.....	41
<i>Stefan Zahlmann</i>	
Mehr als alte Vögel und schräge Käuze. Die vier Körper des Papageien in der Stadt.....	52
<i>Mieke Roscher</i>	
„Urban Creatures“ - Die britische Tierschutzbewegung als urbanes Phänomen.....	65
<i>Pascal Eitler</i>	
Ambivalente Urbanimalität. Tierversuche in der Großstadt (Deutschland 1879 – 1914).....	80

## **F O R S C H U N G S B E R I C H T**

<i>Mieke Roscher</i>	
Human-Animal-Studies.....	94

## **A L L G E M E I N E B E R I C H T E**

<i>Michael Hebbert und Dirk Schubert</i>	
Tagungsbericht: Association of European Schools of Planning (AESOP) Liverpool, 15. - 18. Juli 2009: „Why Can't the Future be More like the Past?“ .....	104
<i>Georg Wagner-Kyora</i>	
Tagungsbericht: Wiederaufbau der Städte: Europa seit 1945, Universität Hamburg 23.-25.9.2009.....	108
<i>Mathias Heigl</i>	
Tagungsbericht: Nachwuchstagung der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) 5. und 6. Oktober 2009, München.....	113
<i>Olga Fejtová und Veronika Knotková</i>	
Tagungsbericht: European Cities Between the End of World War II till the End of the Cold War (1945–1989) Karls-Universität Prag, 6. und 7. Oktober 2009.....	117

*Peter Dohms*

Projektbericht: „Ossum-Bösinghoven. Menschen – Leben – Geschichte“.  
Zur Genese einer Stadtteilgeschichte..... 121

**MITTEILUNGEN** ..... 125



## **Der Ort des Tieres in einer städtischen Gesellschaft**

### *1. Tiere in der Stadt*

Zwischen 1852 und 1870 wurden Les Halles Centrales eröffnet, der neue innerstädtische Großmarkt von Paris. Es war eine riesige, in neuester Eisen-Glas-Konstruktion errichtete gigantische Anlage zur Versorgung der Großstadt mit Tieren, Pflanzen und jedweder Art konsumierbarer Produkte. Les Halles wurden eines der Schlüsselsymbole für eine neue planvolle, „moderne“ Ordnung der Zusammenführung von Tieren und Menschen im Raum der Stadt. Bereits Emile Zola hat aus diesem Ort in seinem Roman „Der Bauch von Paris“ von 1873 eine Sittenschilderung des 19. Jahrhunderts gemacht. Als ich als junger Mensch das erste Mal in Paris war, existierten Les Halles noch in voller Funktion. Gewohnt haben wir in der Rue des Mauvais Garçons in einer Nebengasse des Viertels. Hier gab es noch Schlachtereien, vor denen das Blut abends direkt in den Rinnstein floss. Les Halles wurden von 1969 bis 1973 abgerissen und das Areal wurde für Geschäfte und Parks genutzt. Les Halles sind nur noch ein repräsentativer Erinnerungsort der städtischen Moderne. Der Pariser Großmarkt ist an die Peripherie verlegt worden, womit ein wichtiges Muster für das typische Nebeneinander von Tier und Mensch im urbanen Raum des 19. und 20. Jahrhunderts gesprengt wurde.

Dennoch ist dies kein Zeichen für eine Abnahme der Mensch-Tier-Beziehungen in der Stadt. Zum einen werden die Städte im Gegenzug zu einer großflächigen Artenverarmung aufgrund der modernen Landwirtschaft heute zu „Inseln der Artenvielfalt“ erklärt, selbst scheue Wildtiere ziehen in die Stadt: „Die Füchse haben das Landleben satt, ziehen in die Stadt und passen sich den urbanen Gebräuchen an: Sie fressen gekochtes Essen, spazieren durch die Straßen und leben monogam.“<sup>1</sup> Stadt gegen Natur, das sei eine längst überholte Vorstellung: „Je größer die Stadt, desto besser: In einer Metropole wie Paris tummeln sich rund 1300 verschiedene

<sup>1</sup> Roland Bäurle, Der Mensch sieht rot, in: Süddeutsche Zeitung Magazin 32/2007, S. 8-11, hier: S. 8.

Tierarten.“<sup>2</sup> So wie die Gegenstellung von Natur und Stadt nicht haltbar ist, so ist die traditionelle Grenzziehung zwischen Tier und Mensch (wie sie in der Versorgung der Städte mit Nahrungsressourcen beispielhaft praktiziert wurde) zweifelhaft geworden; sie ist die vielleicht wichtigste geöffnete Demarkationslinie für die Mensch-Tier-Studien: An die Stelle von Polarisierungen zwischen Tier und Mensch sollen „Spielarten des Lebendigen“ treten. In den Fokus der Forschung treten Tiere weniger als ökonomisch materielles Gut, sondern in ihrer emotionalen Verbindung zum Menschen.

## *2. Forschungsfelder der Mensch-Tier-Geschichte*

Die Frage nach dem Wert und den Rechten eines Tieres hat gerade im angelsächsischen Raum eine frühe und anhaltende gesellschaftliche Debatte geleitet, die bis heute in die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen hinein strahlt. Entscheidende Anstöße erhielt sie seit Mitte der 1970er Jahre durch Peter Singers Thesen der „Befreiung der Tiere“.<sup>3</sup> Tierethik und Tierschutz gewinnen aber erst neuerdings in der Philosophie und der theologischen Ethik an Raum.<sup>4</sup> Dabei geht es immer wieder um die Grundfrage, wo und wie die Grenze zwischen menschlichem und nicht-menschlichem Leben zu ziehen ist, welche Eingriffsrechte des Menschen daraus abgeleitet werden können und ob nicht der Mensch allen bekannten Grausamkeiten zum Trotz letztlich doch die einzige Hoffnung der Tiere bleibt. In historischer Perspektive kommt dabei der Geschichte des Tierschutzes eine zentrale Rolle zu, die sich im Kern als eine Folge des urbanen Wandels der Gesellschaft erweist. Zugleich ist die moderne Stadt aber Ort des am wissenschaftlichen „Labor“ festzumachenden, im Tierversuch gipfelnden Grundwiderspruchs im Umgang des Menschen mit der Tierwelt.

Die geläufigsten Themen des Forschungsfeldes Tiere und Stadt beruhen bislang auf der sich wandelnden Sichtbarkeit und Funktionalität der Tiere im Raum der neuzeitlichen Stadt. Dazu gehören insbesondere die Infrastruktur (Energie, Verkehr, Transport), die Ernährung einer wachsenden städtischen Bevölkerung (Schlachthöfe u.ä.) und die unterhaltend-bildende Präsentation im Zoo und im Zirkus. Pferde als Motor der städtischen Infrastruktur, Schlachtvieh als Garant der städtischen Massenversorgung und Zootiere als Symbol imperialer Machtverhältnisse, auf diese und andere Aspekte der gegenwärtigen Urbanisierungsforschung hat erst kürzlich

<sup>2</sup> Hartmut Natz, Landflucht der Vögel, in: Naturschutz heute H. 4 (2007), S. 8-11, hier: S. 10.

<sup>3</sup> Vgl. Peter Singer, *Animal Liberation*, New York 1975, 2. Aufl., 1990; dt.: *Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere*, Reinbek bei Hamburg 1996.

<sup>4</sup> Vgl. Hans Werner Ingensiep und Heike Baranzke, *Das Tier*, Stuttgart 2008; Rainer Hagencord, *Gott und die Tiere. Ein Perspektivenwechsel*, Regensburg 2008.

Dorothee Brantz den Blick in den Informationen zur modernen Stadtgeschichte gelenkt.<sup>5</sup> Eine gewisse Nähe im Zugang besteht zu neuen Forschungen zu Tieren im Krieg, die ebenfalls nach Ressourcen und Funktionalität von Tieren fragen.<sup>6</sup>

Auf den ersten Blick erstaunlich wenig begangen – zumindest in Deutschland – ist ein sozialgeschichtlicher Zugang zur Mensch-Tier-Beziehung. Im Mittelpunkt stehen die mit dem Menschen in engster Beziehung lebenden Tiere.<sup>7</sup> Das sind nicht mehr die Haustiere klassischer Definition, die als Ernährungs- oder Energieträger vom Menschen aus wirtschaftlichen Gründen unter seinem Dach gehalten wurden, sondern das sind Tiere, mit denen jemand in seinem Heim zur Gesellschaft und zum Vergnügen zusammenlebt, heute zumeist mit dem englischen Ausdruck „pet“ oder auch „companion animal“ bezeichnet. In Deutschland beginnt man von Tieren als Familienmitgliedern zu sprechen. Noch gibt es zu diesem Aufstieg mancher Tiere zu Familienmitgliedern kaum deutschsprachige Studien. Selbst der Blick auf das heute in Deutschland zahlenmäßig verbreitetste „pet“, die Katze, der erst kürzlich drei neue wissenschaftlich inspirierte Bücher gewidmet worden sind, zeigt erst in Ansätzen diese Öffnung zur Aufnahme der Tiere in die moderne Sozialgeschichte auf.<sup>8</sup> Doch vermute ich, dass hier einer der wichtigsten Forschungswege einer Geschichte der Mensch-Tier-Beziehungen liegen wird, der zentral an die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gekoppelt ist und demzufolge sich bis heute als ein genuin urbanes Phänomen entwickelt hat. Allerdings sollte man beachten, dass die bisherige Forschung wie alle Folgeüberlegungen so gut wie ausnahmslos auf Städte europäischer und nordamerikanischer Prägung bezogen sind.

### *3. Forschungsstand*

Die Beziehungen zwischen Menschen und Tieren sind seit den 1990er Jahren immer mal wieder Thema auch historisch ausgerichteter Forschungsinteressen gewesen, doch stets in einer prekären Randlage geblieben. Das hat sich in allerjüngster Zeit grundlegend geändert. Mensch-Tier-Beziehungen und ihre Geschichte sind auf dem Weg, sich zu einem neuen „animal turn“ der Wissenschaft zu erklären. Die

<sup>5</sup> Vgl. Dorothee Brantz, Die „animalische Stadt“, Die Mensch-Tier-Beziehung in der Urbanisierungsforschung, in: IMS H. 1 (2008), S. 86-100.

<sup>6</sup> Vgl. Rainer Pöppinghege (Hrsg.), Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn 2009.

<sup>7</sup> Vgl. beispielhaft Kathleen Kete, The Beast in the Boudoir. Petkeeping in Nineteenth Century Paris, Berkeley 1994. Jetzt: Erica Fudge, Pets, Stockbridge 2008.

<sup>8</sup> Vgl. Rainer Kampling (Hrsg.), Eine seltsame Gefährtin. Katzen, Religion, Theologie und Theologen, Frankfurt am Main u.a. 2007; Erhard Oeser, Katze und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung, Darmstadt 2005. Clemens Wischermann (Hrsg.), Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen, Konstanz 2007.

vordergründigen Ursachen sehe ich in zwei Einflüssen: Da ist zum einen die Rezeption der angelsächsischen Forschung zu den Human-Animal-Relations, die anfangen, sich in den USA und Großbritannien in einer institutionellen Verankerung von Human-Animal-Studies niederzuschlagen. Diese Intensität – darin sehe ich die zweite Ursache – wird im deutschsprachigen Raum fast ausschließlich von jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geteilt und engagiert propagiert. Die etablierte Geschichtswissenschaft beteiligt sich noch kaum, bleibt abwartend skeptisch. Demgegenüber vertreten die Jüngeren die Intentionen einer Geschichte der Mensch-Tier-Beziehungen oft mit Enthusiasmus und Empathie. Mehrere unter ihnen haben in allerjüngster Zeit Forschungsberichte, Momentdiagnosen und Theorieoptionen für eine Mensch-Tier-Geschichte veröffentlicht, die als leicht zugängliche Forschungsberichte nicht nur zur deutschsprachigen Forschung zu lesen sind. Hinzuweisen ist neben dem bereits genannten *IMS*-Bericht von Brantz insbesondere auf das Themenheft von *Traverse*<sup>9</sup> mit mehreren konzeptionell und theoretisch engagierten Beiträgen. Typisch für das in Beschleunigung befindliche Feld der Mensch-Tier-Beziehungen ist, dass vieles im Moment noch in Bewegung und Ankündigung ist: Möhring und Perinelli wollen die Menschheitsgeschichte neu beschreiben<sup>10</sup>, Mauch und Brantz es ihnen in der Kulturgeschichte der Moderne gleich tun.<sup>11</sup> Gespannt sein darf man auch auf Otterstedt und Rosenbergs interdisziplinären Sammelband mit einem Grundsatzartikel von Aline Steinbrecher.<sup>12</sup>

#### *4. Subjektivität, Selbst und Agency der Tiere – theoretische Implikationen*

Die Stoßrichtung der Mensch-Tier-Studien richtet sich gegen die unter den Historikern weithin gültige Nachrangigkeit tierischer Existenz im Vergleich zu den großen Themen der menschlichen Geschichte und umkreist die Frage nach dem Subjektstatus und dem Selbst von Tieren. Ungelöst bleibt auch in den Bemühungen um eine historische Anthropologie, wo und wie eine Grenzziehung zwischen menschli-

<sup>9</sup> Vgl. Tiere – eine andere Geschichte? Les animaux – une autre histoire? in: *Traverse* 2008:2, Themenheft hrsg. von Silke Bellanger, Katja Hürlimann und Aline Steinbrecher.

<sup>10</sup> Vgl. Maren Möhring und Massimo Perinelli (Hrsg.), *Tiere im Film – eine Menschheitsgeschichte* (im Erscheinen).

<sup>11</sup> Vgl. Dorothee Brantz und Christof Mauch (Hrsg.), *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne* (im Erscheinen). Von Dorothee Brantz ist überdies eine vergleichende Studie der Vieh- und Schlachthöfe in Chicago, Paris und Berlin zu erwarten.

<sup>12</sup> Vgl. Aline Steinbrecher, „In der Geschichte ist viel zu wenig von Tieren die Rede“ (Elias Canetti) – Die Geschichtswissenschaft und ihre Auseinandersetzung mit den Tieren, in: Carola Otterstedt und Michael Rosenberg (Hrsg.), *Gefährten - Konkurrenten - Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2009.

chem und nicht-menschlichem Leben und seinen Rechten verlaufen könnte.<sup>13</sup> Hier hat letztlich nicht die seit den 1970er Jahren virulente Tierethik-Debatte zu neuen Einstellungen in den Kulturwissenschaften geführt, sondern das Übergreifen einer wissenschaftstheoretischen Grundlagendebatte aus der Frauen- und dann der Geschlechtergeschichte auf die Geschichte der Tiere: Es wurden die Gruppen der Marginalisierten, der (zumindest an der historischen quellenmäßig greifbaren Oberfläche) nicht Wirkungsmächtigen und Wirkungsfähigen, der Sprachlosen um die Gruppe der Tiere erweitert. Nicht zufällig haben sich daher zahlreiche Protagonisten der Gender Studies in Richtung der Animal Studies weiterbewegt oder bewegen sich auf beiden Gebieten.

Der theoretische Schlüssel der Animal Studies lässt sich als Agency-Frage definieren: „*Agency* wird in diesen Diskussionen weit gefasst und es wird gezeigt, dass Tiere durchaus eine Wirkungsmacht hatten, denn ihre Anwesenheit und ihre Tätigkeiten waren sozial und kulturell prägend. Eine *Animal History* soll daher nicht nur, wie bislang meist geschehen, eine Ideengeschichte der menschlichen Einstellungen dem Tier gegenüber sein. Tiere, die eng mit den Menschen zusammengelebt haben, bekommen eine bedeutsame Präsenz, der auch Rechnung getragen werden muß.“<sup>14</sup> Die meistdiskutierten Namen in diesen Debatten sind Donna Haraway, Giorgio Agamben, Bruno Latour und Jacques Derrida, also Denkstile irgendwo zwischen Gender Studies, Wissenschaftsgeschichte und Philosophie.<sup>15</sup> Pascal Eitler und Maren Möhring haben gerade eine sehr gute Einführung in die zentralen Perspektiven von Haraway, Latour und Agamben vorgelegt; Leider wird Derrida weiterhin bei uns kaum rezipiert.<sup>16</sup> Eitler und Möhring möchten als theoretische Vorgaben von Agamben die genealogische Perspektive als diskursanalytischen Referenzrahmen entlehnen, um jede Mensch-Tier-Unterscheidung in ihren historischen Kontext stellen zu können; von Haraway und Latour ausgehend entwickeln sie die Forderung, Mensch-Tier-Beziehungen in ihren nichtdiskursiven Praktiken einer Alltagsgeschichte zu erforschen, was auch einen Weg aus der sich abzeichnenden Quellennot weisen könnte. Im Anschluss an Derridas scharfe Ablehnung des Generalsingulars „Tier“ steht schließlich Roschers Forderung, „Tiere sollen um ihrer Selbst willen sowohl als Spezies wie auch als Individuen Darstellung finden.“ Ein verwandtes

<sup>13</sup> Vgl. Wolfgang Reinhard, *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*, 2. Aufl., München 2006, besonders S. 401-416.

<sup>14</sup> Silke Bellanger, Katja Hürlimann und Aline Steinbrecher, *Tiere – eine andere Geschichte?* In: *Traverse* 15:3. (2008), S. 7-16, hier: S. 9.

<sup>15</sup> Vgl. Donna J. Haraway, *When Species Meet*, Minneapolis 2008; Giorgio Agamben, *Das Offene. Der Mensch und das Tier*, Frankfurt am Main 2003; Jacques Derrida, *L'animal que donc je suis*, Paris 2006.

<sup>16</sup> Vgl. Pascal Eitler und Maren Möhring, *Eine Tiergeschichte der Moderne. Theoretische Perspektiven*, in: *Traverse* 15:2 (2008), S. 91-106.

Plädoyer für die Individualität jedes Tieres halten Ullrich, Weltzien und Fuhlbrügge mit dem Ziel individueller Tierbiographien: „Es geht um die Biographien von Freunden und Geliebten [...], von Kommunikationspartnern und Lebensrettern [...], von Vorbildern, Musen und Entertainern [...], von Opfern der Wissenschaft und der Profitgier [...], von Leistungs- und Hoffnungsträgern, Genies und Ausnahmetalenten [...]: Es geht um unverwechselbare Figuren der Geschichte. [...], ‚Tier‘ ist nur ein Wort, eine Zuschreibung.“<sup>17</sup>

Im Überblick zeigt sich: Viele zentrale Begriffe einer theorieorientierten Geschichte der Mensch-Tier-Beziehungen sind weiterhin unklar. Subjektivität, Selbst und Agency benennen nur Stoßrichtungen einer transdisziplinären und transnationalen Debatte, die im Kern um die gesellschaftliche Konstruktion der Wertigkeit tierischen Lebens in Vergangenheit wie Gegenwart ringt. Ein markantes Beispiel ist die disziplinär bestimmte Auffassung des Selbst, an dessen Bildung etwa in der Selbstpsychologie nicht mehr nur Menschen, sondern auch Tiere mitwirken können, wenn sie - Menschen vergleichbar - zu Selbstobjekten werden können und wenn Menschen Tieren vergleichbare Empathie wie anderen Menschen entgegenbringen können.<sup>18</sup> Wenn die Animal History den Tieren eine eigene Wirkungsmacht zusprechen will, dann hat sie allerdings das für alle nicht an den herrschenden Diskursen einer Zeit beteiligten Gruppen charakteristische Problem, ihren Ansatz empirisch und methodisch zu operationalisieren. Hier liegen die großen Chancen einer Zusammenführung von Stadtgeschichte und Mensch-Tier-Beziehungen.

### *5. Der Ort des Tieres in einer urbanen Gesellschaft*

„Soziale Gebilde, wie zum Beispiel städtische Gefüge“ sollen, so formuliert Steinbrecher programmatisch, „als Ausformungen der wechselseitigen Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren“<sup>19</sup> aufgefasst werden. Ein durchaus gelungenes Beispiel einer Annäherung an die „Tiere in der Großstadt“ ist der gleichnamige Band zu einer Wiener Ausstellung, der ein buntes Kaleidoskop ausbreitet, aber trotz eines einleitenden Überblicks von Thomas Macho<sup>20</sup> keine

<sup>17</sup> Vgl. Jessica Ullrich, Friedrich Weltzien und Heike Fuhlbrügge (Hrsg.), *Ich, das Tier. Tiere als Persönlichkeiten in der Kulturgeschichte*, Berlin 2008, hier: S. 10.

<sup>18</sup> Vgl. das für Ende 2009 angekündigte, von Heinz Walter betreute Themenheft der Zeitschrift *Selbstpsychologie*, das den Schwerpunkten (Haus-)Tiere als Selbstobjekte und animal assisted therapy nachgeht.

<sup>19</sup> Aline Steinbrecher, *Fährtenuche. Hunde in der frühneuzeitlichen Stadt*, in: *Traverse* 15:3 (2008), S. 45-59, hier: S. 46.

<sup>20</sup> Vgl. auch: *Arme Schweine. Eine Kulturgeschichte*, hrsg. von der Stiftung Schloss Neuhausen in Verbindung mit Thomas Macho, Berlin 2006.

theoretische Perspektive vermittelt.<sup>21</sup> Gespannt sein darf man auf *Animated City*, die von Peter Atkins herausgegebenen Beiträge einer Sektion der 9th International Conference on Urban History der European Association of Urban Historians 2006 in Stockholm.<sup>22</sup> Die Stadtgeschichte kann transnationale Impulse geben, um eine kulturwissenschaftlich inspirierte, stadtgeschichtlich operationalisierte Geschichte der Mensch-Tier-Beziehungen im deutschsprachigen Raum zu inspirieren. Diese wird die Geschichte der Mensch-Tier-Beziehungen in der Neuzeit nicht nur inhaltlich neu zu schreiben haben, sondern wird sich an vorderster Stelle dem Perspektivwechsel hinsichtlich des Subjektstatus der Tiere in den Animal Studies zu stellen haben. Dass diese Suchbewegung längst begonnen hat, davon zeugt die auffällige Häufung von Todesthemen in der jüngsten Forschung, gelte sie den Schlachthöfen oder Tierversuchsanstalten als Signum „des Tieres“ in der modernen Stadt oder dem empathiegeleiteten Blick auf das Sterben „eines“ Tieres in Todesanzeigen oder auf (Tier)Friedhöfen.<sup>23</sup> Neben der theoretischen Fundierung einer Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung tritt schließlich die Notwendigkeit ihrer methodischen und empirischen Umsetzung. Bereits hingewiesen wurde auf das grundsätzliche Quellenproblem, das die Historiker immer mit allen sogenannten „sprachlosen Akteuren“ haben. Eine „praxeologische“ Perspektive, die die Aushandlungsprozesse in all ihren Varianten in den Mittelpunkt rückt<sup>24</sup>, könnte eine leitende Rolle einnehmen. In ihr würden beispielsweise Kommunikationsakte verbaler oder nonverbaler Art eine Schlüsselstellung einnehmen. In einer der seltenen kommunikationstheoretischen Studien hat Jörg Bergmann herausgestellt, dass unser Verständnis der Mensch-Tier-Kommunikation durchgängig die Organisationsprinzipien des menschlichen kommunikativen Teils als eindeutig und bekannt voraussetzt; das aber sei ein „elementares Versäumnis“<sup>25</sup>, was er mit Interviews von Gesprächen im häuslichen Bereich über und mit Tieren zeigen kann. In eine ganz andere mögliche Quellenlage, aber mit einem ebenfalls kommunikationstheoretischen Ansatz führt eine Studie von Malve Petersmann, auf die ich abschließend hinweisen möchte: Pe-

<sup>21</sup> Vgl. Tiere in der Großstadt, hrsg. von Wolfgang Kos und Walter Öhlinger, Sonderausstellung des Wien Museums, Wien o.J. (2005).

<sup>22</sup> Vgl. Peter J. Atkins (Hrsg.), *Animated Cities. Urban Historical Insights into Human-Animal Interaction*, im Erscheinen.

<sup>23</sup> Vgl. Margrit Schreier, Auf der anderen Seite des Kosmos. Wenn die Katze stirbt, in: Wischermann, S. 249-265. Zuletzt Sascha Winter, „Könnst’ man mit Tieren Freundschaft haben, so läge hier mein Freund“. Grab- und Denkmäler für Tiere in Gärten und Parks im 18. Jahrhundert, in: *Traverse* 15:3. (2008), S. 29-44; Vgl. Thilo Billmeier, Zum Tod der Tiere, ebd., S. 107-122.

<sup>24</sup> Vgl. Sven Reichardt, Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung, in: *Sozial.Geschichte* 22:3 (2007), S. 43-65.

<sup>25</sup> Vgl. Jörg R. Bergmann, Haustiere als kommunikative Ressourcen, in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Kultur und Alltag*, Göttingen 1988, S. 299-312, hier: S. 300.

tersmann hat für Toronto die in heutigen Wohnquartieren allgegenwärtigen Vermisstenposter für geliebte Tiere untersucht. Sie kann die tiefe emotionale Beziehung zwischen Menschen und individuellen Tieren gestützt auf die Möglichkeiten einer mikrohistorischen Studie im städtischen Raum entfalten.<sup>26</sup>

**Prof. Dr. Clemens Wischermann, Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Konstanz, [clemens.wischermann@uni-konstanz.de](mailto:clemens.wischermann@uni-konstanz.de)**

<sup>26</sup> Vgl. Malve Petersmann, *Mindy is Missing and Stephan is home: Lost and Found Pet Posters as a form of micro-communication in an urban space*, MA-Arbeit York University, Toronto 2002.

## **Stadt, Land, Katze. Zur Geschichte der Katze in der Frühneuzeit**

Die Frage, ob es eine spezifische städtische Geschichte der Katze in der Frühen Neuzeit gibt, sieht leicht aus, doch steckt der Teufel nicht allein im Detail. Die Stadt der europäischen Frühneuzeit war grundlegend verschieden von dem, was durch Industrialisierung und Urbanisierung, durch Flächenstaatsbildung und die gleichsam ortlose Realitäten schaffende polydimensionale technische Vernetzung von Sozialbeziehungen aus ihr geworden ist. Die neuere Forschung trägt dieser Fremdheit Rechnung, indem sie die Besonderheit der frühneuzeitlichen Stadt im europäischen Vergleich herausarbeitet oder indem sie sich ihr mit einem Ansatz nähert, der verschiedene Dimensionen städtischer Ordnung in vergleichenden Studien als Felder fragiler kommunikativer Gefüge analysiert.<sup>1</sup> Die Rolle der Tiere in der Stadt blieb dabei bislang unberücksichtigt, lässt sich aber als Element sozialer Reproduktion und symbolischer Ordnung einfügen.

Den Forschungsstand zur frühneuzeitlichen Katze wiederum prägen drei Besonderheiten. Zum einen ist die Forschung zur Katze in der Frühneuzeit stark kunsthistorisch bzw. kunstwissenschaftlich ausgerichtet. Der in diesem Feld bislang qualitativste Beitrag zur Geschichte der Katze und unübertroffenes Referenzwerk ist der kunsthistorische Band von Foucart-Walter und Rosenberg.<sup>2</sup> Die neueren kunsthistorischen Bände zum Thema konzentrieren sich eher auf die Ergänzung des frühneuzeitlichen Bildmaterials.<sup>3</sup> Zum anderen ist die historische Forschung zur

<sup>1</sup> Christopher R. Friedrichs, *Urban Politics in Early Modern Europe*, London und New York 2000; Rudolf Schlögl, *Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit*; in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008), S. 155-224; ders. (Hrsg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2004 (= *Historische Kulturwissenschaft* 5).

<sup>2</sup> Elisabeth Foucart-Walter und Pierre Rosenberg, *Die Maler und die Katzen. Katzen in der Malerei des Abendlandes vom 15. bis 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1988.

<sup>3</sup> Vgl. Stefano Zuffi, *Katzen in der Kunst*, Köln 2007. Italienische Originalausgabe: *Gatti nell'arte*, Rom 2007, französische Ausgabe: *Les chats dans l'art*, Paris 2007. Die französische Ausgabe enthält eine etwas umfangreichere Bibliographie als die „Literaturnotiz“ (S. 356) der deutschen Ausgabe. Qualität und

Katze in der Frühneuzeit davon geprägt, dass Fundstellen zur Geschichte der Katze außerhalb von Literatur und bildender Kunst nur sehr vereinzelt vorkommen und zudem auf sehr verschiedene Quellengruppen verstreut sind. Im gedruckten literarischen Diskurs zumal des 18. Jahrhunderts dagegen haben Katzen einen festen Platz. Sie verfügen mit Moncrifs Historisierung der Katze seit 1727 über ein apologetisches Monument.<sup>4</sup> Das Lexikon ordnete die Katze in neue Wissensformen ein und entwarf dabei ein kritisches Tableau ‚abergläubischer‘ Praktiken.<sup>5</sup> Schließlich fällt die Frühneuzeit in manchen Geschichten der Katze als eigenständige Epoche ganz oder beinahe aus. Mit Laurence Bobis' *Une histoire du chat. De l'antiquité à nos jours* liegt zwar seit 2000 ein quellengesättigtes Referenzwerk vor, doch ist dessen Schwer- und Angelpunkt mit etwa 200 Seiten die mittelalterliche Geschichte, wobei Bobis häufig bis ins 16. und selten bis ins 17. Jahrhundert ausgreift. Das etwa 30 Seiten starke Kapitel zur „époque moderne“ wiederum behandelt die Rolle der Katze in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts gesondert, ohne in den gleichsam ‚realhistorischen‘ bzw. motivgeschichtlichen Studien zum 16. bis 18. Jahrhundert auf literarische Quellen zu verzichten.<sup>6</sup> Es dürfte auch an diesem Zugriff liegen, dass Bobis zum Ergebnis kommt, dass es keinen radikalen Umbruch zwischen Mittelalter und Frühneuzeit im Hinblick auf die Katze gegeben habe.<sup>7</sup> Erhard Oeser teilt in seinem Buch *Katze und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung* frühneuzeitliche Quellen ohne weiteres den Kapiteln über Mittelalter, Hexen und Neuzeit zu.<sup>8</sup> Dass Bobis und Oeser zwar mit einem Epochenmodell operieren, Chronologie für sie aber keine Begründungslast für die Verwertbarkeit von Quellen des 16. bis 18. Jahrhunderts als Belege für Thesen zur Mittelalterlichkeit bzw. Neuzeitlichkeit begründet, ist freilich ein methodisches Problem.

Zudem sprechen sachliche Argumente dafür, der These einer nur graduellen Veränderung des Status der Katze zwischen Mittelalter und Frühneuzeit bzw. der Auslassung der Frühneuzeit als Epoche entgegenzutreten. Die Frühmoderne brachte im Hinblick auf die Mensch-Tier-Beziehung wichtige Neuerungen, die neben und ge-

Auswahl der Abbildungen sind vorzüglich, doch verzichtet der Band auf den kunsthistorisch-wissenschaftlichen Apparat, die differenzierte Diskussion und historische Kontextualisierung der Werke.

<sup>4</sup> F.A. Paradis de Moncrif, *Histoire des chats* [1727]. Edition ornée d'un portrait-frontispice avec une Introduction par Georges Grappe, Paris 1909.

<sup>5</sup> Heinrich Zedler, Artikel Katze, in: Zedler (Hrsg.), „Grosses vollständiges Universalexikon“, Bd. 15, Leipzig 1737, Sp. 243-244.

<sup>6</sup> Laurence Bobis, *Une histoire du chat. De l'antiquité à nos jours*, Paris 2000.

<sup>7</sup> Bobis, S. 257.

<sup>8</sup> Erhard Oeser, *Hund und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung*, Darmstadt, 3. Aufl. 2008. Die Frühmoderne erscheint dem Philosophen als defizitäre Epoche. So heißt es zum Ende von Katzenverbrennungen im 19. Jahrhundert: „doch setzte sich nach und nach der gesunde Menschenverstand durch“, S. 104.

gen ältere Traditionen traten.<sup>9</sup> Sozialität erschien erst in der Staatstheorie der Frühneuzeit auf breiter Basis als historisch kontingente menschliche Setzung, sei es im Sinne Hobbes' als Vertrag zugunsten des Herrschers, sei es als „contrat social“ im Sinne Rousseaus. Dies schwächte die Idee eines natürlichen Kontinuums geschaffener Lebensformen. Die Idee historischer und naturgeschichtlicher Kontingenz, erst recht der Gedanke an die Kontingenz von Existenz überhaupt gefiel (zumal in der Variante einer positivistischen Rechtstheorie) zwar nicht allen, aber sie wurde durch neuartige naturwissenschaftliche Ansätze gestützt. In der frühneuzeitlichen Gesellschaftsvertragstheorie wurden nicht nur Menschen-, sondern auch Tierrechte begründet, und der für die Frühneuzeit so spezifische Pietismus rief nach Tierschutz.<sup>10</sup> Nicht zuletzt waren Produktion und Zirkulation von Texten und Bildern in der Frühneuzeit schon aufgrund der technischen Dimensionen von der mittelalterlichen Diskurs- bzw. Bildwelt in einem so hohen Grade verschieden, dass man von etwas Neuem sprechen darf.

Vor diesem Hintergrund gilt es in diesem Rahmen, neues Material für eine Geschichte der Katze in der Frühneuzeit beizubringen und dieses neben Bekanntem im Hinblick auf die Spezifität der Geschichte dieses Tieres in der Stadt zu prüfen.

### *1. Land und Stadt*

Katzen kamen in Stadt und Land vor, doch sind die Ländlichkeit der Stadt, die Urbanität des Landes und die Heterogenität des ländlichen Bereiches noch ungenügend spezifiziert. Werfen wir zunächst einen Blick auf den ländlichen Bereich.

In den Normen des Fürsten Gundaker von Liechtenstein (1580-1658) für seine Grundherrschaften in Niederösterreich und Mähren kommen Katzen an einigen wenigen Stellen vor. Am 1. Januar 1635 erließ Liechtenstein für den Tiergärtner

<sup>9</sup> Vgl. Mark Hengerer, Die Katze in der Frühen Neuzeit. Stationen auf dem Weg zur Seelenverwandten des Menschen, in: Clemens Wischermann (Hrsg.), Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen. Konstanz, S. 53-88, S. 55.

<sup>10</sup> Paul Münch (Hrsg.), Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses, Paderborn u.a., 1998; Maria Suutala, Tier und Mensch im Denken der Deutschen Renaissance, Hämeenlinna 1990. Zum Aspekt der Zugehörigkeit der vom 13. Jahrhundert bis in die jüngere Neuzeit als Mitgeschöpfe betrachteten Tiere gehören Prozesse gegen Tiere: Peter Dinzelsbacher, Das fremde Mittelalter. Gottesurteil und Tierprozess, Essen 2006. Nach der These von Markus Wild ist die Schmerztheorie Descartes' im Hinblick auf Tiere in sich widersprüchlich, vgl. Markus Wild, Tiere als ‚bloße‘ Körper? Über ein Problem bei Descartes und McDowell, in: *studia philosophica* 62 (2003), S. 133-147, hier: S. 143; vgl. weiter: Katalog *Homme animal. Histoire d'un face à face*, Strasbourg und Paris 2004; zum Tierschutz: Martin H. Jung (Hrsg.), *Wider die Tierquälerei. Frühe Aufrufe zum Tierschutz aus dem württembergischen Pietismus*, Leipzig 2002 (= Kleine Texte des Pietismus 7), freundlicher Hinweis von Inken-Schmidt-Voges.

und für den Fasangärtner in Mährisch Kromau je eine Instruktion. In diese Gärten, weniger *hortus clusus* als vielmehr Gehege und doch beide abgegrenzte und gegen den Bereich des Wildes geschützte Bereiche, sollten Wildkatzen und Hauskatzen nicht hinein.

Der Fasangärtner sollte „die raubthier, als fuchs, mader, eltes, wilde und einheimische kazen, habich, geyer, spärber, raben, älstern, in summa allerley wilde und einheimische thüer, so den fashennern zuwider und schödlich sein, hinwegkhschießen und fahen, den[n] solche den jungen und ayn großen schaden zuefüegen. Weiter sollte er acht haben, wo in dem zaun löcher sein also, daß die kazen hinein können.“ Die Nester sollte er vor der Heumaht schützen, die Füchse vom Fasangarten vertreiben. Schließlich wurde eine Liste mit Tieren aufgestellt, für deren Abschuss oder (Tot-) Fang der Fasangärtner Geld erhalten sollte<sup>11</sup>:

flux vierzig khreuzer 40 kr.

wildtkhaz 30 kr.

hämbsische kaz 15 kr.

mader 30 kr.

iltes 15 kr.

habich 30 kr.

blaufueß 2 fl. 15 kr. lebendig zu fangen und unverdörbter an födern, schüessen soll er aber khein blaufueß

fashanen lebendig zu fange 10 kr.

Aus der Perspektive des Fasanengeheges war auch die Hauskatze ein *raubthier*, dem zum Verhängnis wurde, dass sie nicht zuverlässig ausgesperrt werden konnte. Bemerkenswert sind die Relationen der Summen. Die Wildkatze steht auf einer Stufe mit Habicht und Marder, die Hauskatze auf einer Stufe mit dem Iltis, wobei das um gewissermaßen eine Stufe größere Tier (Wildkatze und Marder) mit dem doppelten Preis des kleineren (Hauskatze und Iltis) bewertet wird.

Dass die Eigentümer von Hunden und Katzen in den niederösterreichischen und mährischen Dörfern bzw. Kleinstädten deren Kadaver ohne Unterschied nicht begraben, belegt die Infektionsordnung Liechtensteins von etwa 1636, in welcher der

<sup>11</sup> Gundaker Fürst von Liechtenstein, Instruktion für den Fasangärtner in Mährisch Kromau (1. Januar 1635), in: Thomas Winkelbauer, Gundaker von Liechtenstein als Grundherr in Niederösterreich und Mähren. Normative Quellen zur Verwaltung und Bewirtschaftung eines Herrschaftskomplexes und zur Reglementierung des Lebens der Untertanen durch einen adeligen Grundherrn sowie zur Organisation des Hofstaats und der Kanzlei eines „Neufürsten“ in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Wien, Köln und Weimar 2008 (Fontes Rerum Austriacarum, Dritte Abteilung: Fontes Iuris, Bd. 19), S. 278-281, Nr. 26, hier S. 279 und S. 280. Der Blaufuß ist eine Falkenart (ebd., S. 535).

Fürst anordnete: „Es soll khein mist, todt hundt, kazen oder dergleichen auf der gassen gelitten werden.“<sup>12</sup> Mit ihren verstorbenen Mitbürgern verfuhr die Bürger von Ungarisch Ostra nach Auffassung Liechtensteins im Bestattungswesen freilich ähnlich, indem sie diese ohne Bartuch zu Grabe trugen: „als wann sie eine tote sau auf den müst würfen.“ Im Fall einer Seuche mussten auf Liechtensteins Herrschaften „schwein, tauben, kinigl und dergleichen thür, so gestanckh causiern, außser der heuser“ gehalten werden, nicht aber Katzen und Hunde.<sup>13</sup> Nach der Infektionsordnung des Landeshauptmanns von Österreich ob der Enns von 1679 dagegen sollten neben Schweinen, Tauben, Kaninchen und Eichhörnchen auch „unnütze Hund und Katzen abgeschafft“ werden.<sup>14</sup>

Im Übrigen waren Katzen in der dörflich und kleinstädtisch geprägten Grundherrschaft offenbar stark verbreitet, fiskalisch irrelevant und unproblematisch. Für sie waren beim Kleinzehnt (der für Kraut und Rüben, Flachs, Hanf, Hennen, Enten, Gänse, Lämmer, Krebse und Eier fällig wurde) keine Abgaben fällig.<sup>15</sup> Da Katzen (außer in Notzeiten) nicht gegessen wurden, fielen Katzen auch nicht unter die Erläuterung des Begriffes *alles*, mit dem Liechtenstein bis hin zur Gänsefeder aufzählte, was auf dem Meierhof zu verrechnen sei.<sup>16</sup> Selbst dort, wo Mäuse als Gefahr für aufgehängte Netze explizit genannt wurden, fehlt der Hinweis auf Katzen.<sup>17</sup> Katzen scheinen zudem in der dörflich-kleinstädtischen Welt entweder gar kein Handelsgut gewesen zu sein oder zumindest keines, welches grundherrliche Interessen berührte – obschon diese ins Detail gingen. Liechtenstein nahm etwa Anstoß daran, dass u.a. Eier aus seiner Grundherrschaft heraus stärker nachgefragt als eingeführt wurden und belegte in seinen Mautordnungen zwar Gänse mit einer Gebühr, nicht aber Katzen.

Auch in der Instruktion für den für die Verwahrung von Getreide zuständigen Kastner fehlt ein Hinweis auf Katzen. Bei den Mitteln, mit denen Getreide „vor dem Wetter, unzifer und geflügl versichert“ werden sollten, wurden Katzen nicht

<sup>12</sup> Infektionsordnung für den Bereich seiner Herrschaften (um 1636), ebd., S. 383-385, Nr. 50, hier S. 383-384, § 5 und § 14.

<sup>13</sup> Dekret gegen die Nachlässigkeit der Bürger von Ungarisch Ostra (7. Februar 1654), ebd., Nr. 69, S. 424-425, hier: S. 424.

<sup>14</sup> Gegen Ratten und Mäuse sollte kein Gift gelegt werden, damit diese „nicht in Wincklen verfaulen und giftigen Gestanck verursachen“. Steyregg, Familienarchiv Salm-Reifferscheidt-Ungnad-Weissenwolff, AV-Liste 253, Infektionsordnung von Helmhard Christoph Graf v. Weissenwolff 1679 (Druck: Joh. Jacob Mayr, Linz 1679), § 3. Frau Gabrielle Lobmeyr teilte mir freundlicherweise eine Abschrift mit.

<sup>15</sup> Formular für den Pfleger der Herrschaft Wilfersdorf (1603), ebd., Nr. 3.2., S. 165-171, hier: S. 167, § 9.

<sup>16</sup> Instruktion für den Burggrafen der Herrschaft Wilfersdorf (1614 mit Ergänzungen/Änderungen bis etwa 1637), ebd., Nr. 15, S. 231-238, hier: S. 234, § 13.

<sup>17</sup> Ebd., S. 236, § 38.

erwähnt.<sup>18</sup> Ebenso wenig sind Katzen in den detailreichen Feuerschutzordnungen, welche die regelmäßige Beschau der Feuerstellen anordnen, erwähnt, obschon die am offenen Feuer sitzende Katze als konkrete Feuergefahr erfahren und gefürchtet wurde.<sup>19</sup>

Anders als im dörflichen und kleinstädtischen Grundherrschaftsbesitz Liechtensteins war es in Nürnberg seit dem 13. bzw. 14. Jahrhundert nicht nur in Seuchenzeiten verboten, Tierleichen auf die öffentlichen Wege zu werfen.<sup>20</sup> Ein Verbot bestand im 16. Jahrhundert wohl auch in Köln, denn dort warfen Einwohner „die verstorbene schwein, hundt und katzen und andere unflaterey darin bey nachtlicher unzeit“ an unbebautem Platze fort.<sup>21</sup> Der Kölner Bürger Hermann von Weinsberg begrub eine liebgewonnene Hauskatze 1595, um sie, was offenbar gleichfalls vorkam, nicht „zur schaden uff die strass [zu] werfen“.<sup>22</sup>

Die Chronik Weinsbergs zeigt auch, dass die Aufmerksamkeit für Katzen davon abhing, ob eine dörfliche oder städtische Umgebung beschrieben wurde: In Weinsbergs Beschreibung der Tiere eines Bauernhofes fehlen Katzen, in den Schilderungen des Lebens in Köln nehmen sie einen breiten Raum ein. Quellen der Wertschätzung für einzelne Katzen waren unter anderem die (Vor-)Eigentümer und ihre Abstammung.<sup>23</sup> In der ländlichen Umwelt der liechtensteinischen Tiergehege spielte das Eigentum an Katzen – jedenfalls für die Tierhüter – keine Rolle. Vor städtischen Katzen sollten Vogelbruten geschützt werden, wie die Jagd- und Waldordnungen des Kurfürstentums Köln aus dem 17. und 18. Jahrhundert zeigen, welche (in der Regel folgenlos) das Stutzen von Katzenohren anordneten, auf dass Katzen wenigstens bei Regen keine Vögel jagten.<sup>24</sup>

<sup>18</sup> Formular der Instruktion für den Kastner der Herrschaft Wilfersdorf (1603), ebd., S. 178-183, hier: S. 180, § 13. Vgl. Gundaker v. L., Instruktion für den Wilfersdorfer Kastner (1614 mit Ergänzungen/Änderungen bis etwa 1637), S. 238-245, hier: S. 241, § 18.

<sup>19</sup> Siehe unten Anm. 26.

<sup>20</sup> Joseph Baader (Hrsg.), Nürnberger Polizeiordnungen aus dem XIII bis XV Jahrhundert, Stuttgart 1861, ND Amsterdam 1966, hier: S. 276.

<sup>21</sup> Wolfgang Herborn, Hund und Katze im städtischen und ländlichen Leben im Raum um Köln während des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Gunther Hirschfelder (Hrsg.), Kulturen – Sprachen – Übergänge. Festschrift H.L. Cox zum 65. Geburtstag, Köln, Weimar und Wien 2000, S. 397-413, hier: S. 406.

<sup>22</sup> Herborn, Hund und Katze, S. 406; Josef Stein (Bearb.), Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, Band 5, Bonn 1926 (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 16), S. 410: „wulden das doede ketzgin mottern zu ehren nit zur schaden uff die strass werfen, dan begroven es hinden uff den hoff under einen weinstock am winkel bei dem Torn.“

<sup>23</sup> Vgl. Hengerer, Die Katze in der Frühen Neuzeit, S. 56.

<sup>24</sup> Jagd- und Waldordnungen: Herborn, Hund und Katze, S. 411-412.

Es gab mithin ökologische Normen für den Umgang mit durch das Land streifenden Katzen. Das Gefährdungspotential der Katzen wurde vom jeweils zu schützenden Lebewesen her bestimmt; die Rechte an den zu schützenden Tieren bzw. an den sie gefährdenden Katzen wiederum hatten Einfluss auf die Schärfe der Normen.

## *2. Katzen am Feuer – Katzen im Feuer*

Vielleicht trägt die sich hier abzeichnende Matrix von unterschiedlichen Normadressaten, unterschiedlichen Eigentumsverhältnissen, unterschiedlichen ökologischen Interessenlagen und unterschiedlichen Sanktionen ein Element zur Frage bei, warum gerade in einigen Städten des Spätmittelalters und der Frühneuzeit an hohen allgemeinen Festtagen (vor allem an dem mit öffentlichen Feuern gefeierten Johannistag) Katzen verbrannt wurden, eine Frage, die mit dem Hinweis auf Religion und Aberglaube nicht abschließend geklärt sein dürfte.<sup>25</sup>

Als Ratten- und Mäusevertilger waren Katzen in frühneuzeitlichen Städten unentbehrliche Nutztiere. Sie waren aber auch eine Gefahr. Es kam vor, dass Katzen, die Wärme von Feuerstellen suchend, von Funken getroffen wurden und bei ihrer Flucht Feuer verbreiteten. In der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt aber ließ sich Feuer nur schwer auf einzelne Häuser isolieren und konnte ganze Häuserblöcke, Straßenzüge und Stadtteile in Mitleidenschaft ziehen.<sup>26</sup> Die Katze am Feuer war (in verschiedenen Deutungen) sprichwörtlich und wurde in der bildenden Kunst recht häufig dargestellt.<sup>27</sup>

Der Umstand, dass Katzen bei einem gemeinschaftsbezogenen Ritual durch Feuer getötet wurden, könnte eine rituelle Reaktion auf das Feuergefährdungspotential von Katzen gewesen sein und so die Fortsetzung der funktional erforderlichen, emotional von vielen erwünschten, aber mit einem Risiko behafteten Koexistenz von Menschen und Katzen erleichtert haben. Diese Form der Risikobewältigung lag jedenfalls nicht fern, sondern schöpfte aus dem Vorrat gängiger rechtlicher und symbolischer Formen des Umgangs mit Gefahr und Delinquenz. Diese waren unter

<sup>25</sup> Oeser, S. 103; Bobis, S. 253. Hexenverfolgung indes war kein spezifisch urbanes Phänomen. Den Blick dafür, dass zur Erhellung dieses Brauchs auch eine Geschichte der Nacht erforderlich ist, erhellt Alain Cabantous: *Histoire de la nuit. XVII<sup>e</sup> – XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 2009, S. 72f.

<sup>26</sup> Zur hohen Zahl der Brände in frühneuzeitlichen Städten Cabantous, *Histoire de la nuit. XVII<sup>e</sup> – XVIII<sup>e</sup> siècle*, S. 46-47. Ein Beispiel dafür, wie eine am Herd liegende Katze Feuer ausbreitete, gibt die Chronik Weinsberg, siehe Herborn, *Hund und Katze*, S. 406, und Stein, S. 456: Eine Katze habe in der heißen Asche gelegen, an ihren Haaren aber sei glimmendes Material hängen geblieben und gerieten so an Späne. Weil Tag war, wurde das Feuer entdeckt und gelöscht. Nachts hingegen, so der Chronist, wäre das Haus abgebrannt.

<sup>27</sup> Zu mittelalterlichen Deutungen der Katze am Feuer Bobis, S. 116-120. Zur Malerei vgl. u.a. Zuffi, S. 58-59, 62-63, 68-69, 82-83, 138-139, 172-173, 204-205.

anderem die Hinrichtung von Einzelnen (sogenannten Rädelsführern) bei Vergehen von großen Gruppen oder Kollektiven, weiter die spiegelnde Strafe, zudem der Strafvollzug als öffentliches Spektakel mit Ritualcharakter und nicht zuletzt das wiederholte rituelle Vorgehen gegen Gefahrenquellen auch ohne vorhergehenden konkreten Schadenseintritt.

Dass spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Städte einen besonders hohen Bedarf an gemeinschaftsbildenden Medien und Ritualen hatten und eine entsprechend breite und differenzierte Ritualpraxis entfalteten, hat die jüngere Forschung deutlich herausgearbeitet.<sup>28</sup> Diese Ritualpraxis schlug sich auch im Umgang mit Katzen nieder. Im Köln des 16. Jahrhunderts etwa planten Kinder und Erwachsene eine durch Folterakte („geisseln“) verschärfte Hinrichtung einer fremden Katze, welche im eigenen Haus eine schwächere Katze tödlich verwundet hatte.<sup>29</sup> Im Paris des 18. Jahrhunderts töteten in einem spontan inszenierten und doch komplexen Justizspektakel die Gesellen eines Druckers stellvertretend für das Kollektiv der ihren Schlaf störenden Katzen eine Gruppe von Katzen, darunter die verwöhnte Katze der Ehefrau ihres Meisters, welche die soziale Deklassierung der schlecht genährten Gesellen symbolisierte.<sup>30</sup>

### *3. Katzen am Hafen*

In der Stadt Marseille des 17. und 18. Jahrhunderts warf die Katzenhaltung noch ein anderes Problem auf. Katzenkadaver wurden wie andere Tierleichen auch von vielen Einwohnern einfach auf die Strasse geworfen. Die Art und Weise, wie mit diesem Umstand umgegangen wurde und wie er in den Quellen aufscheint, war indes von politisch-ökonomischen Kalkülen abhängig, die mit dem Hafen von Marseille verbunden waren, genauer: mit dem Problem des „encombrement“ (Verschlammung bzw. Versandung). Für die kontinuierliche Ausbaggerung des Hafenbeckens wurde vom späten 17. Jahrhundert bis ins späte 18. Jahrhundert jährlich die sehr beträchtliche Summe von 25.000 Livres bereitgestellt. Die Frage, wer diese Summe aufbringen musste, war neben politisch-fiskalischen Rücksichtnahmen bzw. Rücksichtslosigkeiten davon abhängig, wer diesen Übelstand verursachte: War es die Stadt, deren Unflat bei Regen durch die zum Hafen abfallenden Straßen in das Hafenbecken gelangte? Oder war es das Meer, dessen Strömung Sand und

<sup>28</sup> Für Köln: Barbara Lange, Körper und Verkörperung. Kölns mystischer Körper in der Malerei um 1500, in: Das Mittelalter 8 (2003), S. 33-56.

<sup>29</sup> Zu Köln siehe Herborn, Hund und Katze, S. 405-406, Stein, , S. 410, Hengerer, S. 58.

<sup>30</sup> Zu den Pariser Druckergesellen siehe Robert Darnton, Das große Katzenmassaker. Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution. Aus dem Amerikanischen von Jörg Trobitius, München und Wien 1989, S. 91-123.

Schlamm in den Hafen trug? Lag die Verantwortung bei der Stadt, war die Stadt in der Pflicht, lag es am Meer, war es die Handelskammer.<sup>31</sup>

Vor dem Hintergrund des aus dieser Alternative resultierenden Interessengegensatzes betonten städtische Verordnungen zur Sauberhaltung von Straßen den Aspekt der Wegesicherheit, weniger den Unflat. Das Verbot etwa, auf den Straßen Steine zu werfen oder zu schleudern, wurde im späten 17. Jahrhundert neben der Gefährdung von Menschen zwar noch damit begründet, dass herumliegende Steine durch den Regen in den Hafen gespült würden, was zur Verstopfung beitrage und Reinigungskosten verursache. Das Hafenargument aber verschwand bald aus diesem häufig wiederholten Verbot.<sup>32</sup> Etwas länger hielt es sich beim Verbot von Verunreinigungen durch Maurerarbeiten.<sup>33</sup>

Dass hier ein besonderer Interessenkonflikt eine sonst wichtige Quellengruppe zur Tiergeschichte der Stadt zum Schweigen bringt, zeigt das Vergleichsmaterial. Während Katzenkadaver in Verordnungen zur Sauberhaltung der Straßen grundsätzlich keine Erwähnung fanden<sup>34</sup>, wurden sie im Vertrag der Stadt mit dem Straßenreinigungsunternehmer Maleco von 1777 ausdrücklich genannt: Die Stadt verpflichtete den Unternehmer zur Entfernung von Hunden, Katzen und anderen getöteten oder vergifteten Tieren, Steinen und Sand.<sup>35</sup> Marseille muss für Katzen sehr verlockend gewesen sein, denn auch Fischköpfe, die vor allem beim Einsalzen von Sardinen anfielen, wurden einfach auf die Straßen geworfen. Das dagegen 1685 erlassene Verbot hatte keinen besonderen Erfolg.<sup>36</sup> Ob Katzen zu den vergifteten Tieren gehörten, ist sehr fraglich. Eher dürften es Ratten gewesen sein. In Anbetracht der von Ratten verbreiteten Pestepidemien – der von 1720 fielen mehrere zehntausend Einwohner zum Opfer – werden lebende Katzen in Marseille nicht ganz unwohl gelitten gewesen sein.

In der Hafenstadt Bordeaux, deren Flusshafen keinen derartigen Interessenkonflikt aufwarf, scheuten sich die Obrigkeiten Stadt und Parlament nicht, Tier- und

<sup>31</sup> Aix, Archives Départementales Bouche du Rhône, C 3950 und C 3953.

<sup>32</sup> Marseille, Archives Municipales (ACM), 1 BB 189, Steinwurfverbot, 3. September 1682; wiederholt unter anderem 1684: 1 BB 218. Das Verstopfungsargument verschwindet in den späteren Verboten, wie etwa dem vom 30. Dezember 1695 (1 BB 417).

<sup>33</sup> ACM, 1 BB 345, 15. März 1691, Habert von Montmor, unter anderem königlicher *Commissaire député pour la Cure & Entretien du Port de la Ville de Marseille* und Echevins, Marseille, Steinwurfverbot, 3. September 1682.

<sup>34</sup> Vgl. Maïthé Bouville (Bearb.) und Isabelle Rambaud (Dir.), *Les criées de Marseille. Inventaire des affiches (1565-1789)* 1 BB1 - 3360, Marseille 1992.

<sup>35</sup> ACM, DD 149, Vertrag der Stadt Marseille mit Maleco über Straßenreinigung vom 1. Mai 1777 bis 30. April 1778: „l'enlèvement des boües, chiens, chats, et autres animaux tués ou empoisonnés, Pierre, et Sables, qui se trouvent ou se trouveront dans toutes les Rües des divers quartiers de cette ville.“

<sup>36</sup> ACM, 1 BB 233, Straßenreinhaltsverordnung, 9. Mai 1685; wiederholt 1686: 1 BB 254.

auch Katzenkadaver ausdrücklich zum Thema gedruckter Verordnungen zu machen. Es wurde wiederholt verboten, Katzenkadaver auf die Straßen zu werfen<sup>37</sup> und angeordnet, tote Tiere zu vergraben.<sup>38</sup> Auch die 1717 gedruckte öffentliche Ausschreibung des Vertrags zwischen Stadt und Straßenreinigungsunternehmer enthielt einen Passus über die Beseitigung von Katzenkadavern.<sup>39</sup>

#### 4. Stadt und Staat

Wie geschmeidig sich Katzen grundsätzlich in Städte einfügten, belegen die 932 erhaltenen ordnungspolizeilichen Normtexte (252 Erlasse und 680 Sanktionen der *Police du Châtelet*), welche im Zeitraum von 1668 bis 1787 für Paris ergingen. Katzen kommen darin nicht vor.<sup>40</sup> Sie erscheinen mithin als Teil der privaten Welt, als Teil der Ordnung des Hauses bzw. der Wohnung sowie (der Fall der Pariser Gesellen macht es deutlich) als Teil nicht justiziabler Dimensionen von Nachbarschaftsverhältnissen. Andere Tiere hingegen finden Erwähnung: Austern, Fisch, Geflügel, Hunde, Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine und Wild.

Mehrere Problemfelder der öffentlichen Ordnung lassen sich voneinander abgrenzen: Die Wegesicherheit war unfallgefährdet vor allem durch Pferde als Reit- und Zugtiere. Weil Hunde als Zugtiere Zugpferde erschreckt hatten und so Unfälle verursacht hatten, wurde 1725 der von Hunden gezogene Phaëton verboten.<sup>41</sup> Hunde mussten seit 1726 grundsätzlich eingeschlossen bleiben und waren, wenn sie das Haus verließen, anzuleinen.<sup>42</sup> Der Hund wurde als Waffe in der Hand von Erwerbstätigen am unteren Rand der Gesellschaft zudem als Gefahr für die Sicherheit der

<sup>37</sup> Bordeaux, Archives Municipales (ACB), unter anderem DD 12 B, 3. Dezember 1762, Ordonnance de Messieurs les Maires, Lieutenant de Maire et Jurats, Gouverneurs de Bordeaux, Juges Criminels & de Police, Art. V. „Il est défendu [...] de jeter dans les rues des chiens, chats & autres bêtes mortes, du sang & tripailles.“ ACB, DD 12 B, 7. Februar 1787, Arret de la Cour de Parlement, portant nouveau reglement pour le nettoiemnt des rues, et autres objets de police, Art 9: Verbot, „chiens, chats & bêtes mortes“ auf die Straßen zu werfen. Art. 10 verbot es, in den Straßen Schweine, Ziegenböcke, Ziegen und Geflügel herumlaufen zu lassen und in den Häusern Taubenschläge einzurichten.

<sup>38</sup> ACB, FF 66, Précis des reglements de police, pour la Ville & Fauxbourgs de Bordeaux, 12. Juni 1759, Art. XVI.; ACB, DD 12 B, Arrest de la Cour de Parlement, 11. Mai 1786: „tous propriétaires de bestiaux seront tenus de faire enfouir sous terre, à la profondeur de trois pieds, dans le délai de vingt-quatre heures, tant les bœufs, chevaux, moutons, brebis, que toutes autres bêtes mortes.“

<sup>39</sup> ACB, DD 12 A, 4. März 1717, öffentliche Ausschreibung des städtischen Straßenreinigungsauftrags, Art. VI. Danach waren die Vertragspartner gehalten, „de [...] faire enlever les Chiens, Chats & autres Bêtes, Charognes mortes qui se trouvent dans les Rues.“

<sup>40</sup> Michèle Bimbenet-Privat (Bearb.), Ordonnances et sentences de police du châtelet de Paris 1668 – 1787. Inventaire des articles Y 9498 et 9499, Paris 1992 (Archives Nationales).

<sup>41</sup> Ebd., Nr. 248.

<sup>42</sup> Ebd., Nr. 272.

Wege betrachtet, so dass es Lumpensammlern und „Scherfleinverdienern“ (gagne-deniers) 1701 verboten wurde, mehr als einen Hund zu halten und diesen nachts außer Hauses zu lassen oder mitzunehmen.<sup>43</sup> Ochsentransportunternehmer wurden 1785 angewiesen, ihre Transporte durch zwei Ochsentreiber zu sichern, um die Flucht der Tiere, die Wegeverschmutzung und die Verletzung von Passanten zu verhindern.<sup>44</sup>

Tierhaltung als Quelle von Gestank tritt uns explizit als Grund des 1726 ergehenden Verbots der Taubenfütterung im Faubourg Saint-Antoine entgegen<sup>45</sup>, in einer Geldstrafe gegen einen Kuhhirten, der sein Vieh mit Treber von so schlechter Qualität fütterte, dass die ganze Straße davon „verseucht“ wurde<sup>46</sup> und im 1720 erlassenen Ortsverweis gegen einen jenseits der Barriere niedergelassenen und zudem abgestraften Hundezüchter.<sup>47</sup> Die Witwe Chéron, Besitzerin einer Brat- bzw. Garküche am Quai des Augustins, wurde 1734 mit einer Geldstrafe belegt, weil sie ihren Angestellten den Geflügelmist auf den Kai oder an die Ecke Pont-Neuf und Rue Dauphine bringen ließ, was im Quartier einen unerträglichen Gestank verursacht habe.<sup>48</sup> Wohl auch wegen des übel riechenden Mistes war seit 1729 in ganz Paris und den Vorstädten die Geflügelhaltung einschließlich von Tauben und Puten bei immerhin 300 Livres Strafe verboten.<sup>49</sup> Für Pferde, Schweine, Schafe, Geflügel und Wild wurden marktrechtliche Normen erlassen, für Hering, Kabeljau und besonders für Austern Normen, welche den Verkauf hinsichtlich von Qualität und Verkaufssaison reglementierten.

Katzen wurden also im Hinblick auf die Schutzbedürfnisse des öffentlichen Raumes als ungefährlich, geruchsunschädlich und irrelevant für das Marktgeschehen betrachtet. Dass sie im Verbot, eingesäte Flächen in den Vorstädten zu überqueren (dies betraf Privatpersonen, Vagabunden, aber auch Pferdehändler und Hirten) nicht genannt wurden, dürfte nicht allein an der Unmöglichkeit der Durchführung gelegen haben, sondern vielleicht auch an ihren leisen Sohlen.<sup>50</sup> Dass diesen ‚leisen Sohlen‘ auch scharfe Krallen entfahren konnten, war für die Menschen der Stadt Paris von existentieller Bedeutung, denn in Paris wurde die Katze stark mit der Ratte verbunden, deren Menge für Paris eine Plage war.

<sup>43</sup> Ebd., Nr. 51.

<sup>44</sup> Ebd., Nr. 928.

<sup>45</sup> Ebd., Nr. 274.

<sup>46</sup> Ebd., Nr. 767.

<sup>47</sup> Ebd., Nr. 144.

<sup>48</sup> Ebd., Nr. 557.

<sup>49</sup> Ebd., Nr. 401.

<sup>50</sup> Ebd., Nr. 313 (1727), vgl. ebd. Nr. 318 (diesbezügliches Urteil).

Die Katzen von Paris, so darf man vielleicht zuspitzen, schlugen an der richtigen Stelle zu, waren in ihrem Bewegungsradius nicht oder kaum kontrollierbar und blieben dennoch unterhalb der Schwelle öffentlicher Sanktionen. Sie wurden als Hausgenossen teils geliebt, teils als Dachwanderer geräuschintensiven Paarungsverhaltens gehasst. Paris war zudem einzigartiger Ort einer rasonierenden urbanen Öffentlichkeit, in welcher sich Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur und Politik besonders verdichteten. Gerade in Paris ansässige Künstler setzten die Katze im moralischen Sinne als Symbol für die Gefährdung von Sittlichkeit ein, andere malten Katzen als positiv konnotiertes erotisches Symbol. Der Katzen-Diskurs verdichtete sich im Zentrum des literarischen Frankreich mit apologetischen Werken zur Geschichte der Katze, die sich gegen den ebenfalls vertretenen literarischen Topos ihrer Asozialität und Instinktgebundenheit wandten. Verfechter von Aufklärung und Ancien Régime schlugen sich derweil mit dem Problem herum, ob und inwiefern mit ‚natürlichen‘ Kategorien soziale Ordnung begründet werden konnte. Die Katze war in besonderer Weise zugleich Teil der städtisch-verdichteten Lebenswelt und der politisch umstrittenen symbolischen Sinnwelt.<sup>51</sup>

So ist es kein Zufall, dass in der Darstellung der auf dem heutigen Platz der Eintracht (Place de la Concorde) vollzogenen Guillotiniierung Ludwigs XVI. von Monet und Helman von 1793 eine Katze an einer eminent wichtigen Stelle auftaucht. Links im Bild wird das von der Guillotine abgeschlagene Haupt präsentiert. Um die Hinrichtungsstätte herum sind vornehmlich die den Cordon bildenden Soldaten mit geschultertem Gewehr mit aufgestecktem Bajonett zu sehen, während die Zivilbevölkerung an die Ränder des Geschehens gerückt ist. Den rechten Bildrand dominiert die große Basis des Reiterdenkmals für König Ludwig XV. Das Monument selbst ist nicht mehr vorhanden, das Monument war bereits gestürzt und entfernt worden. Die Basis aber ist nicht leer. Auf dem der Guillotine zugewandten Rand sitzt eine Katze.<sup>52</sup>

Es liegt mehr als nahe, in dieser Katze das auch sonst in der Revolutionsikonographie etablierte Symbol der Freiheit zu sehen. Hierfür spricht neben dem Entstehungskontext des Stiches nicht zuletzt, dass der Himmel im Bereich der Katze am hellsten ist. Auch dies dürfte kein Zufall sein. Moncrief hatte geschrieben, dass die

<sup>51</sup> Zu Fragonard: Marie-Anne Dupuy-Vachey, Fragonard, Paris 2006; zu Boucher siehe Alexandre Ananoff, François Boucher. Avec la collaboration de M. Daniel Wildenstein, 2 Bde., Lausanne und Paris 1976. Interessantes Material zum Diskurs des 18. Jahrhunderts bietet Jean Gay, *Les chats. Extraits de pièces rares et curieuses [...]*, Paris und Brüssel 1866.

<sup>52</sup> Vgl. zum Stich, aber nicht zur Katze, Jack Censer und Lynn Hunt, *Picturing Violence. Limitations of the Medium and the Makers*; sowie Vivian P. Cameron, *Reflections on Violence and the Crowd in the Images of the French Revolution*; in: *Imaging the French Revolution. Depictions of the French Revolutionary Crowd*, in: <http://chnm.gmu.edu/revolution.imaging/essays.html>.

Augen der Katzen das Licht mit sich tragen („portent avec eux la lumière même“) und so die Umdeutung der Katze als Tier der Nacht in eines des Lichts und damit der Aufklärung, der „Lumières“, vorgenommen.<sup>53</sup>

Der Konzeption des Stiches nach ist die Katze mit ihrer Platzierung auf der Seite von Freiheit und Aufklärung im antagonistischen Verhältnis zur Tyrannei eindeutig zugeordnet. Das Symbol der Katze aber scheint gerade in seiner medialen Repräsentation seine Instrumentalisierung zu unterlaufen. Die Katze irritiert, denn Körper- und Blickhaltung zeigen zwar eine Position, aber keine Bindung. Die Katze ist, wahrscheinlich, damit man sie in der geringen Größe der Darstellung als solche in der erforderlichen etwas seitlichen Ansicht mitsamt Schwanz überhaupt als solche erkennen kann, zum einen vom Bildbetrachter abgewandt. Zum anderen ist ihr im Profil gezeigter Kopf, möglicherweise gleichfalls aus perspektivischen Gründen, nicht direkt auf die Guillotine oder die Präsentation des Hauptes gerichtet. Die Katze ist schließlich auch nicht der Menge zugewandt, sondern scheint über sie hinweg in die Weite zu blicken. Die Katze hebt so noch etwas ins Bewusstsein des Betrachters: die Perspektive des Betrachters.

### *Fazit*

Grundlagen und Grenzen von Sozialität waren für das soziale Wesen Mensch in der Frühen Neuzeit Größen, welche den Umgang mit Katzen in besonderer Weise bestimmten. Katzen waren Genossen und Gefahrenquellen zugleich. In Stadt und Land waren sie fiskalisch irrelevant. In Stadt und Hafen aber schlugen sie durch die Kosten der Kadaverbeseitigung zu Buche. Stadt, Land und ländliche Gehege unterschieden sich in der Frühneuzeit auch hinsichtlich der Art und Weise, wie soziale Bindungen der Katze (Eigentum oder Emotionalität) und Probleme der Ökologie verschiedener Tierarten bzw. der Ökologie von Tier und Mensch (Vogelfang oder Paarungslärm) eingeschätzt und gelöst wurden. Dass der Bewegungsraum von Katzen nicht zuverlässig bestimmt werden konnte, hatte in Stadt und Land spezifische Konsequenzen. Drohten der streunenden Katze auf dem Land unabhängig vom Eigener Abschuss oder Totfang, drohte der hochnotwendigen Rattenvertilgerin der Stadt als Kompensation des grundsätzlichen „laissez-faire“ und „laissez-passer“ der rituelle Tod in symbolischen Formen, die freilich von und für Menschen gedacht waren.

**Dr. Mark Sven Hengerer, Univ. Konstanz, [mark.hengerer@uni-konstanz.de](mailto:mark.hengerer@uni-konstanz.de)**

<sup>53</sup> Moncrif, Histoire des chats [1727], S. 103, zitiert bei Hengerer, S. 88. Zur Katze als Tier der Nacht siehe Cabantous, Histoire de la nuit. XVII<sup>e</sup> – XVIII<sup>e</sup> siècle, S. 299-300. Im Französischen des 18. Jahrhunderts war „Lumières“ neben „siècle de Lumières“ als Bezeichnung für Aufklärung gebräuchlich.

## Eine Stadt voller Hunde – Ein anderer Blick auf das frühneuzeitliche Zürich

### *Ein Blick auf Zürich*



Abb. 1: Zürich von der Bauschanze, Zeichnung aquarelliert, Franz Hegi, 1814.

Es handelt sich hier um eine vom Schweizer Kupferstecher und Zeichner Franz Hegi gefertigte Vorlage zur Radierung für den Helvetischen Almanach. Das obige Bild zeigt eine Ansicht Zürichs um 1800.<sup>1</sup> Im Vordergrund dieses kolorierten Kupferstiches befindet sich ein Stück der Bauschanze mit Gebüsch, einer Bank und einigen Blumenstöcken; dazwischen liegen eine Schaufel und ein Korb. Rechts schliesst sich in der Limmat das Pfahlwerk an; ein Kahn mit zwei Männern fährt vor demselben. Im Hintergrunde erblickt man weitere Boote sowie die Stadt mit Fraumünster, Peterskirche, Kaufhaus, Brücke, Wellenberg, Wasserkirche, Grossmünster und Schifflande. Die

sich auf der Bauschanze befindende Gruppe, bestehend aus Mann, Frau, Kind und Hund, wirft einen Blick auf diese Szenerie.

Auch mein Beitrag möchte einen Blick auf Zürich werfen. Dabei soll das Augenmerk auf das städtische Zusammenleben von Menschen und Hunden gelenkt wer-

<sup>1</sup> Ein Almanach ist eine periodische, meist einmal im Jahr erscheinende Schrift zu einem thematisch abgegrenzten Fachbereich. Unter den vielen Almanachen und Taschenbüchern der Zeit fiel der Helvetische Almanach durch seine sorgfältige Ausstattung und reiche Illustrierung auf. Die Texte geben meist eine geographisch-statistische Beschreibung der Kantone wieder. Es finden sich aber auch poetische Beiträge. Die Abbildungen bestehen aus kolorierten Trachtendarstellungen, Karten der Kantone sowie fein gestochenen Ansichten einzelner Städte, Orte und Landschaften. Vgl. bei: Der Helvetische Almanach für das Jahr 1799 bis 1822. In 24 Bde., Zürich, Orell Füssli, 1799 – 1822.

den. Insbesondere interessiert mich, wie diese im Vordergrund angeordnete Gruppe, bestehend aus Mann, Frau, Kind und Hund, im Verhältnis zueinander steht und welchen Aktionsradius hierbei die Vierbeiner hatten. Dabei operiert der Aufsatz mit der These, dass Hunde die frühneuzeitlichen städtischen Lebensräume prägten und wichtige Akteure in den frühneuzeitlichen Lebenswelten waren. Geht man den zahlreichen Tieren in der vormodernen Stadt Wirkungsmacht – in den angelsächsischen Diskussionen „agency“ genannt – zu<sup>2</sup>, so ermöglicht dies einen anderen, meist noch ungewohnten Blick<sup>3</sup> auf frühneuzeitliche Städte.

Vorerst soll der Blick weiterhin auf Stadtansichten von Zürich aus der Zeit von ca. 1750 – 1850 ruhen. Augenfällig ist dabei die hohe Präsenz von Hunden. Hunde sind als Begleiter von Reitern, Spaziergängern oder Hirten auf der von den meisten Künstlern bevorzugten Gesamtsicht auf die Stadt, aber vor allem auf Detailansichten vom urbanen Profil omnipräsent. Sei es bei der Darstellung des Casinos, des Münsterhofes, eines Spaziergangs, eines Gasthofs, eines Cafés, eines Platzes, eines ehemaligen Klosters, eines Zunfthauses, eines Schlachthauses, des Theaters, des Bahnhofs oder eines „Lustfeuerwerks“ – Hunde haben auch ihren Platz in der Darstellung gefunden.<sup>4</sup> Eine Sichtung von zahlreichen Veduten<sup>5</sup> auch aus anderen Städten und Kontexten zeigt, dass die anwesenden Hunde keine reine Zufallsbefunde sind, sondern durchaus eine bedeutende Rolle auf Stadtansichten spielen. Gera-

<sup>2</sup> Zu den theoretischen und methodischen Grundlagen der *Animal History* vgl. Aline Steinbrecher, „In der Geschichte ist viel zu wenig von Tieren die Rede“ (Elias Canetti). Die Geschichtswissenschaft und ihre Auseinandersetzung mit den Tieren, in: Carola Otterstedt und Michael Rosenberger (Hrsg.), *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2009.

<sup>3</sup> Tiere spielen in der Stadtforschung bislang noch kaum eine Rolle, vgl. dazu Dorothee Brantz, *Die „animalische Stadt“*. Die Mensch-Tier Beziehung in der Urbanisierungsforschung, in: *IMS*, H. 1 (2008), S. 86-100.

<sup>4</sup> Cf. Veduten Sammlung der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich; Bruno Weber, *Planvedute der Stadt Zürich um 1738* gezeichnet von Johann Caspar Ulinger, Zürich 1986; Johann Balthasar Bullinger, *Hundert Schweizer Prospective nach der Natur*, gezeichnet und in Kupfer gebracht von J. Balthasar Bullinger, Zürich 1770; Walter Achtnich und Christiane Staudemann (Hrsg.), *Schweizer Ansichten. Verzeichnis der Ortsansichten in Chroniken und Topographien des 15. bis 18. Jahrhunderts*, Bern 1978; Walter Mathis, *Zürich – Die Stadt zwischen Mittelalter und Neuzeit. Gedruckte Gesamtansichten und Pläne 1540 – 1875*, Zürich 1979.

<sup>5</sup> Vedute ist ein kunsthistorischer Fachterminus, der die Darstellung einer topographisch bestimmbarer Örtlichkeit meint, wozu in der Regel auch eine Ortsbezeichnung gehört. Sie haben sich ab dem 17. Jahrhundert zu einem eigenständigen Bildgenre entwickelt. Im 18. Jahrhundert wurden sie als Abbildung, Contrafest oder Prospect bezeichnet. Im 19. Jahrhundert war von Ansicht oder Aussicht die Rede. Die italienischen Künstler nannten ihre Ansichten Veduten, was sich später eben auch als Terminus der Forschung durchsetzte; vgl. dazu Iris Berndt, *Märkische Ansichten. Die Provinz Brandenburg im Bild der Druckgraphik 1550 – 1850*, Berlin 2007, S. 11.

de die selteneren Teildarstellungen einzelner Bauten, welche auf das Aussehen historischer Stadträume innerhalb der Mauern verweisen, haben atmosphärischen Charakter<sup>6</sup>, wie auf nachfolgender Abbildung deutlich wird.



Abb. 2: Ansicht „alten abgebrochnen Apodeck zum Salmen, und der Rüden Zunft in Zürich“ 1783.

Auf der Ansicht der „alten abgebrochnen Apodeck zum Salmen, und der Rüden Zunft in Zürich“ von 1783 wird nicht nur das Haus zum Salmen und zum Rüden gezeigt, sondern auch Verkaufs- und Handelsgeschehen sowie drei Hunde (einer angeleint und zwei frei laufend) in der Gasse. Szenen des Alltages sowie die Rolle der Hunde fanden bislang kaum Eingang in die Forschung<sup>7</sup>, was allerdings nicht erstaunt, denn die stadt- und kulturhistorische Erforschung von Stadtdarstellungen

<sup>6</sup> Ebd., S. 17.

<sup>7</sup> Als Ausnahme sei hier Herborn erwähnt, der darauf verweist, dass alleine die große Stadtansicht von Köln von Anton Woensam von 1531 insgesamt 11 Hunde abbildet, vgl. Wolfgang Herborn, Hund und Katz im städtischen und ländlichen Leben im Raum um Köln, während des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Gunther Hirschfelder (Hrsg.), Kulturen – Sprachen – Übergänge, Köln 2000, S. 397-413, hier: S. 407.

hat noch keine weit zurückreichende Tradition.<sup>8</sup> Es fehlt zwar nicht an Publikationen zu einzelnen Stadtveduten, doch als Quellen zur Kulturgeschichte oder zur Geschichte des Alltags wurden sie bislang selten hinzugezogen<sup>9</sup>, auch wenn sie dazu vortrefflich geeignet wären, da sie ganze „Grundrisse der Gesellschaft“ liefern. Neben urbanistischen Strukturen werden nämlich in zahlreichen Stadtansichten unzählige Details des alltäglichen Stadtlebens präsentiert.<sup>10</sup> Allerdings werden die Stadtansichten gegen den Strich gelesen, wenn auf einmal Details der Darstellung, wie etwa Hunde ins Zentrum des Interesses rücken.<sup>11</sup> Wie bei anderen Quellen gilt aber auch hier: „Wer gegen den Strich bürsten will, muss den Strich zuerst kennen.“<sup>12</sup> Deshalb seien nachfolgend in aller Kürze und schon mit Blick auf die Hunde einige quellenkritische Bemerkungen zu Veduten gemacht.

Im Gegensatz zur Landschaftsmalerei, welche stets ideale, subjektive und ästhetisch gestaltete Landschaften wiedergibt, lässt die Stadtlandschaft<sup>13</sup> der Vedute, so Schefold, konkrete Aussagen über das tatsächlich Geschehene zu.<sup>14</sup> Allerdings hat gerade die jüngere Forschung betont, dass uns auch auf den Stadtansichten immer „arrangierte Wirklichkeiten“ präsentiert werden.<sup>15</sup> Auf den Veduten ist also keine reine Abbildung der Wirklichkeit zu sehen, sondern eher ein Stadtganzes, das mit dem Auge in dieser Form nicht fassbar, aber doch denkbar wäre.<sup>16</sup> Sicherlich enthalten die so präsentierten Stadtbilder Fragmente von Wirklichkeit, doch letztlich wird die Vedute von Holzschneidern und Kupferstechern – mitunter weitab vom gezeig-

<sup>8</sup> Bernd Roeck, Zur Einführung, in: Bernd Roeck (Hrsg.), Stadtbilder der Neuzeit. Die europäischen Stadtansichten von den Anfängen bis zum Photo, Stadt in der Geschichte Bd. 32, Ostfildern 2006, S. 9-19, hier: S. 11.

<sup>9</sup> Bernd Roeck, Stadtdarstellungen der Frühen Neuzeit, in: Bernd Roeck (Hrsg.), Stadtbilder der Neuzeit. Die europäischen Stadtansichten von den Anfängen bis zum Photo, Ostfildern 2006 (= Stadt in der Geschichte 32), S. 19-41, hier: S. 20 und Stefan Pätzold, Pforzheim – eine Stadt im Bild. Zu einigen Stadtansichten des 16. und 17. Jahrhunderts und ausgewählten methodischen Aspekten der Vedutenforschung, S. 41-65, hier: S. 58.

<sup>10</sup> Roeck, Das historische Auge. Kunstwerke als Zeugen ihrer Zeit, Göttingen 2004, S. 147.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Waltraud Schreiber, Der Historiker und die Bilder. Grundlegungen für den Geschichtsunterricht, in: Waltraud Schreiber (Hrsg.), Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit?, Neuried 2004, S. 21-63, hier: S. 26.

<sup>13</sup> Der Begriff der Stadtlandschaft, der hier für die Vormoderne verwendet wird, wird in der Regel auf den modernen urbanen Raum angewandt und verweist auf die Auflösung von Stadt und Landschaft; vgl. dazu Christa Kramleithner, Vorstoß zu einer artikulierten Welt: Der Raum der neuen Stadtlandschaften, in: fastforward, 2-08, S. 3-10.

<sup>14</sup> Max Schefold, Bibliographie der Vedute, Berlin 1976, S. 7.

<sup>15</sup> Roeck, Stadtbilder der Neuzeit, S. 24.

<sup>16</sup> Roeck, Stadtbilder der Neuzeit, S. 26.

ten Motiv<sup>17</sup> – gemäß den Wünschen und dem Geschmack ihres Auftraggebers oder Zielpublikums gestaltet.<sup>18</sup> So werden etwa die Wünsche der Reisenden, welche die wesentliche Gruppe der Auftraggeber ausmachten, berücksichtigt.<sup>19</sup> Veduten richten sich also wie andere Kunstwerke nach den Vorstellungen und Bedürfnissen der Käufer. Die Stadtansichten müssen demnach den bürgerlich-populären Geschmack treffen und werden somit zum idealen Quellengenre, um sich spezifisch bürgerlichen Sichtweisen zu nähern.<sup>20</sup> Die Bürger und Bürgerinnen selbst sind ebenso wie die Hunde oftmals in den Vordergründen, den so genannten Staffagen der Veduten, zu sehen.

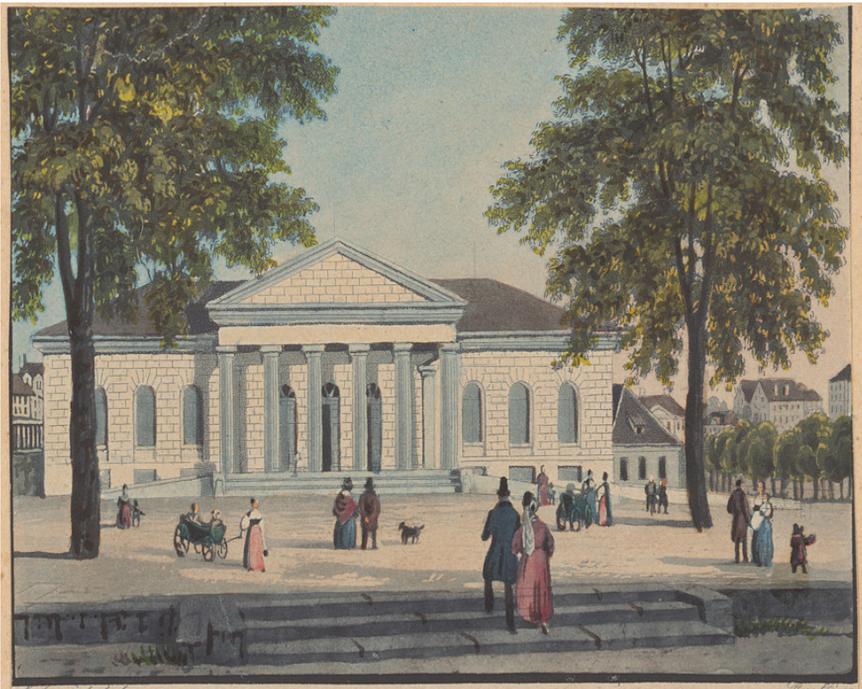


Abb. 3: Casino, Franz Schmid 1750.

<sup>17</sup> Berndt, S. 23.

<sup>18</sup> Roeck, *Stadtbilder der Neuzeit*, S. 23.

<sup>19</sup> Dorothea Ritter, *Stadtveduten in Italien zwischen Malerei, Druckgraphik, Zeichnung und Photographie*, in: Bernd Roeck (Hrsg.), *Stadtbilder der Neuzeit*, Ostfildern 2006, S. 245-270, hier: S. 248.

<sup>20</sup> Gudrun König, *Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780 – 1850*, Wien 1996, S. 66f.

Staffagefiguren finden sich auch auf Darstellungen von Stadtinnensichten, wie hier auf dem Stich des Zürcher Kupferstechers Franz Schmid vom Zürcher Casino aus den 1750er Jahren.

Die Menschen und Tiere helfen den Künstlern, die Größenverhältnisse oder Raumtiefe wiederzugeben, und beleben die Stadtansichten. Wenn ein Motiv gleich in mehreren Variationen aufgegriffen wird, wie das beim Zürcher Casino geschehen ist, dann wird nicht nur bei der Darstellung der Gebäude, sondern auch bei den Staffagefiguren variiert. Während hier bei der Abbildung [s.o.] von Schmid der Hund ein Paar begleitet, läuft auf einer anderen Darstellung von 1750 ein Löwenhündchen einer Mutter mit zwei Kindern voraus.<sup>21</sup>

Der Quellenwert der Staffage wurde aber bislang äußerst selten diskutiert, was daran liegen mag, dass für die Kunstgeschichte die Staffage als untergeordnete Bildgestalt gilt. Dabei unterscheidet die kunstwissenschaftliche Literatur zwischen historischer, mythologischer, literarischer und genrehafter Staffage.<sup>22</sup> Gerade für die Hunde auf den Ansichten ist die genrehafte Staffage interessant, die sich an der niederländischen Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts orientiert. Ausführlich hat sich König mit Interpretationen der Staffage befasst und hält folgende Bedeutungsebenen fest: „In der Bildfunktion dienen die Figuren der Tiefenraumbildung, in ihrer Abbildungsfunktion nehmen sie Realitätskonzentrate auf, in der Symbolfunktion der Gestalten vernetzt sich die traditionelle Bildersprache mit gesellschaftlichen Konstrukten.“<sup>23</sup> Dabei werde „das Gewohnte betont, Neuerungen werden integriert, ohne irritierende Auseinandersetzungen zu fordern.“<sup>24</sup> Da die Veduten die Sicht der Bürger kennzeichnen, kann die Darstellung der Staffage somit ausdrücken, wie sich das Bürgertum selbst gesehen hat bzw. wie es gesehen werden wollte. Das Bildpublikum der Vedute war zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwiegend bürgerlich. Die Veduten stellten also nicht nur in idealtypischer Weise Männer und Frauen des Bürgertums dar, sondern richteten sich auch an ein solches Publikum, welche die Veduten als Wandschmuck oder Sammelbild sammelte. Das gemeinsame Betrachten der in Alben gesammelten Druckgraphiken gehörte zum geselligen Beisammensein seit Ende des 18. Jahrhunderts.<sup>25</sup> Diese quellenkritischen Ausführungen zeigen, dass die Veduten, auch wenn sie nicht als wirklichkeitsgetreue Abbildung verstanden werden dürfen, sondern als etwas, was Künstler oder Verleger für darstellenswert hielten,<sup>26</sup> interessante Quellen für die Mensch-Tier

<sup>21</sup> Das Casino, Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich, ca. 1750.

<sup>22</sup> König, S. 73.

<sup>23</sup> König, S. 81.

<sup>24</sup> König, S. 82.

<sup>25</sup> König, S. 67.

<sup>26</sup> Berndt, S. 9.

Beziehung sind. Die Darstellungen von Hunden auf den Veduten müssen also auf mehrere Weisen gelesen werden. Einerseits lassen die Veduten die Aktionsräume der Hunde in den Städten erahnen. Auch wenn sie nicht als Beleg gelesen werden dürfen, dass sich Hunde zum Zeitpunkt der Fertigung der Vedute auf dem Platz vor dem Casino aufgehalten haben, so wird auf dieser Ebene der Interpretation deutlich, dass Hunde selbstverständlicherweise zur Staffage von Stadtansichten sowie Innensichten gehörten und über sie auch ein Stück bürgerliche Kultur ausgedrückt werden konnte. Dies geschah etwa durch die Darstellung spezifischer Rassen, womit nicht nur eine Schichtzugehörigkeit, sondern auch eine Geschlechterzugehörigkeit aufgezeigt werden konnte. Andererseits lassen die Hunde als Staffagefiguren interessante Rückschlüsse zur Mensch-Hund Beziehung zu. Hunde sind dabei zum einen als Begleiter ihrer Besitzer dargestellt. Sie sind zwar diesem klar zugeordnet, bewegen sich aber frei, das heißt in der Regel ohne Leine.<sup>27</sup> Die Begleitfunktion der Hunde wird gerade auf Veduten deutlich, die eine Gesamtansicht auf Städte darboten und Spaziergänger als Staffage zeigen. Andererseits sind auch, wie auf dieser Ansicht des Zürcher Theaters

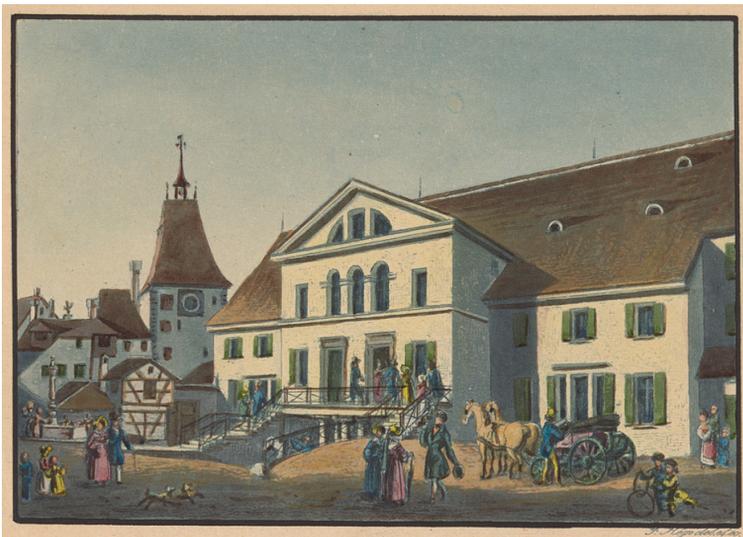


Abb. 4: Théâtre à Zurich, F. Hegi, 1839.

<sup>27</sup> Eine ähnliche Beobachtung macht auch Herborn bei der Analyse von bildlichen Darstellungen des frühneuzeitlichen Köln. Die von ihm untersuchten Stiche zeigen Hunde in Begleitung von Reitern, Bürgern oder Hafenarbeitern: Keiner der Hunde ist angeleint, dennoch sind die Tiere offensichtlich nicht herrenlos. Vgl. Herborn, S. 407.

deutlich wird, auch immer wieder Hunde abgebildet, die nicht klar einem einzelnen Halter zugewiesen werden können: Hunde, welche wie hier ins Spiel vertieft sind, oder Hunde, die einfach durch die Gassen streunen. Gerade diese freilaufenden Hunde standen im Fokus von obrigkeitlichen Reglementierungsversuchen, wie später noch auszuführen sein wird. Zuerst aber soll der aus der Betrachtung der Veduten gewonnene Befund der Omnipräsenz der Hunde vertieft werden.

### *Eine Stadt voller Hunde*

Die zahlreichen städtischen Hunde mischten sich unter andere Haustiere wie Geflügel, Schweine, Katzen, die sich bis etwa 1900 frei in den frühneuzeitlichen Städten bewegten und zu einer „drangvollen Enge“ beitrugen.<sup>28</sup> Weiter waren Nutztiere wie Ochsen oder Pferde als Transport- oder Fortbewegungsmittel allgegenwärtig. Aber auch Hunde fungierten als Zugtiere und kamen in zahlreichen anderen Bereichen als Nutztiere zum Einsatz. Vor allem aber wurden Hunde als Liebhaberei gehalten. In ihrer Funktion als „Gesellschaftstier“ oder „Gesellschaftshund“<sup>29</sup> drangen die Hunde auch in städtischen Wohnhäusern ein. Wie in Zedlers Universallexikon von 1735 unter dem Eintrag Hund zu lesen ist: „Recht wundersam ist zu ersehen, wie unter allen Thieren, welche von dem grossen Gott erschaffen worden, die Hunde einzig und allein bey den Menschen wohnen.“<sup>30</sup> Dass die Hunde die geheizten Innenräume mit ihren Haltern teilten, ist gewiss kein spezifisch frühneuzeitliches Phänomen. Die Formulierung, dass die „Hunde einzig und allein bey den Menschen wohnen“ verweist aber ganz klar auf eine im 18. Jahrhundert vollzogene Ausdifferenzierung der Tierhaltung in Nutz- und Haustiere. Auch wenn schon im Mittelalter das Halten von Haustieren – gerade für den Adel – belegt ist<sup>31</sup> und Hunde als Begleiter ihrer Herren in der Stadt omnipräsent waren<sup>32</sup>, so sind es in der Frühen Neuzeit qualitative und quantitative Aspekte, die sich ändern. Wie es Raber formuliert: „[...] pet love was invented as a social and cultural force in the seven-

<sup>28</sup> Jutta Buchner, „Von Pferden, Hühnern und Läusen. Tiere in der Stadtlandschaft Wiesbadens“, in: Imbke Behnken (Hrsg.), *Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozess der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, Opladen 1990, S. 219-242.

<sup>29</sup> Vgl. zum Begriff des Gesellschaftstieres Andrea Scheichl, *Cammerhundt, Schweizerkue und Tigertier. Frühneuzeitliche HabsburgerInnen und ihre Tierwelt*, Diss. Manus, Wien 1999.

<sup>30</sup> Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*, 1731 – 1754, Bd. 13, Sp. 1179.

<sup>31</sup> Vgl. dazu etwa: Simon Teuscher, „Hunde am Fürstenhof, Köter und ‚edle wind‘ als Medien sozialer Beziehungen vom 14. bis 16. Jahrhundert“, in: *Historische Anthropologie* 6 (1998), S. 347-369.

<sup>32</sup> Pascale Sutter, *Von guten und bösen Nachbarn. Nachbarschaft als Beziehungsform im spätmittelalterlichen Zürich*, Zürich 2002, S. 168.

teenth and eighteenth century.<sup>33</sup> Die Hundehaltung als Privatvergnügen war nun keine reine Angelegenheit des Adels mehr, sondern wichtiger Bestandteil des Lebensstils des sich etablierenden Bürgertums.

Die Haustierhaltung, welche im 17. Jahrhundert an Bedeutung gewann, war nicht bloß eine Modewelle, sondern wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur weit verbreiteten Lebensform. Kathleen Kete zeigt in ihrem Buch „The Beast in the Boudoir“, wie sehr Haustiere im Paris des 19. Jahrhunderts das Familienleben und den Wohnraum mitgestalteten und welche neuen wirtschaftlichen Zweige sich aus dieser Aufwertung des Haustieres ergaben.<sup>34</sup> Harriet Ritvo untersucht die, wie sie es nennt, „evolution of the victorian dog fancy“ am Beispiel Englands und vor allem Londons und kann den Nachweis führen, dass das Interesse an und die Nachfrage in Bezug auf Hunde in London während des 19. Jahrhunderts drastisch zunahm und zeigen, wie die Hundezucht und Präsentation bei Ausstellungen zu einer Freizeitbeschäftigung der Mittelklasse wurde.<sup>35</sup> Seit dem frühen 19. Jahrhundert lässt sich das Phänomen der Haustierhaltung nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ erfassen. Mittels der Ende des 18. Jahrhunderts eingeführten Steuerlisten wird es möglich, die Anzahl von Hunden in den Städten zu benennen. Sicherlich entspricht dies nicht der realen Anzahl der Hunde, denn nach wie vor ließen viele Hundebesitzer vermutlich ihre Hunde nicht registrieren.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts geführten Debatte, ob mit einer Erhöhung der Hundesteuer auch eine Reduktion der Anzahl der Gesellschaftshunde erreicht werden könne, werden Zahlen zu Hunden in der Stadt Zürich genannt.<sup>36</sup> 1863 leben in der Stadt Zürich 667 Hunde, das heisst auf 29 Einwohner kommt ein Hund. Im Kanton Zürich, also in der Stadt und Landschaft Zürich, war das Verhältnis 1:43. Vielleicht hat das damit zu tun, dass die Registrierung der Hunde in der Stadt besser griff. Zugleich kann es aber auch als Hinweis gelesen werden, dass die Hundehaltung in der Stadt beliebter war. Dass die Hundesteuer helfen könnte, die Anzahl der Hunde zu reduzieren, wurde im Bericht jedoch bezweifelt, „denn bei der bekannten Zuneigung der Hundebesitzer zu ihren Thieren bedarf es jedenfalls eines ziemlich starken Druckes, um sie zur Abschaffung derselben zu bewegen, und gar Mancher würde, wenn auch mit Unwillen, eine ziemlich höhere Steuer zahlen, bevor er sich

<sup>33</sup> Karen Raber, From Sheep to Meat. From Pets to People. Animal Domestication 1600 – 1800, in: Matthew Senior (Hrsg.), A Cultural History of Animals, Bd. 4:1600 – 1800, London 2007, S. 73-99, hier: S. 87.

<sup>34</sup> Kathleen Kete, The Beast in the Boudoir. Petkeeping in Nintheenth-Century Paris, Berkeley 1994.

<sup>35</sup> Harriet Ritvo, Pride and Pedigree: The Evolution of the Victorian Dog Fancy, in: Victorian Studies 29:2 (1986), S. 227-253.

<sup>36</sup> Staatsarchiv Zürich (StAZH) III Og. 2, Bericht 1863.

entschlösse, sich seiner Thiere zu entledigen“.<sup>37</sup> Dass wegen der steigenden finanziellen Abgaben die Hundehaltung zurückgehen würde, bezweifelt auch der Mediziner Joseph Rougement, der argumentiert, dass viele Hundehalter zuerst in allen anderen Lebensbereichen einsparen würden, bevor sie sich von ihrem Vierbeiner trennen würden.<sup>38</sup>

In dieser Diskussion um Reduktion der Hunde in der Stadt mittels der Steuer wird nicht nur deutlich, dass die hohe Anzahl der Hunde immer wieder Stein des Anstoßes war, sondern auch, wie stark die Hunde schon zur anerkannten Größe im Sozialgefüge geworden waren. Rein quantitativ gesehen war die Präsenz der Hunde in Zürich im Vergleich zu Wien eher gering, denn dort ist das Mensch-Hund Verhältnis bei 8:1. In Wien sollen 1824 bei 240 000 Einwohnern rund 30 000 Hunde gelebt haben. Manche Wiener Stadthäuser beherbergten 30 bis 40 Hunde.<sup>39</sup>

Doch die zahlreichen Hunde der Bürger und Bürgerinnen blieben nicht nur im Inneren der Häuser verwahrt, sondern mischten sich in Wien und anderswo ins öffentliche Stadtgeschehen. Oftmals frei und herrenlos, aber auch als Begleiter des Menschen drangen Hunde auch in öffentliche Bereiche vor. Hunde waren in den Gassen, aber auch in der Oper, in der Apotheke, an der Universität<sup>40</sup> omnipräsent. Zu dieser Erkenntnis kommt man nicht nur über eine Analyse von Bildmaterial<sup>41</sup>, sondern auch über zahlreiche schriftliche Quellen. So begegnen uns etwa Hunde in den Kirchenräumen nicht nur auf Gemälden des 17. Jahrhunderts<sup>42</sup>, sondern durchaus auch in Zürcher Schriftquellen.

<sup>37</sup> StAZH III Og 2, Bericht 1863, S. 4.

<sup>38</sup> Joseph Claudius Rougement, Abhandlung von der Hundswuth. Aus dem Französischen übersetzt von Professor Wegeler, Frankfurt am Main 1798, S. 71.

<sup>39</sup> Michaela Laichmann, Hunde in Wien. Geschichte des Tieres in der Großstadt, Wien 1998, S. 4.

<sup>40</sup> Vgl. zur Rolle der Hunde unter der Studentenschaft: Barbara Krug-Richter, „Hund und Student - eine akademische Mentalitätsgeschichte 18. bis 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 10 (2007), S. 77-104.

<sup>41</sup> Vgl. zur Präsenz der Hunde in der frühneuzeitlichen Kunst und den möglichen Interpretationen: Erika Billeter, Hunde und ihre Maler. Zwischen Tizians Aristokraten und Picassos Gauklern, Zürich 2005; Lothar Dittrich und Sigrid Dittrich, Lexikon der Tiersymbole. Tiere als Sinnbilder in der Malerei des 14.-17. Jahrhunderts, Petersberg 2004; Dies.: Affen, Papageien und Hunde in gemalten Kunstkammer Interieurs, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, 43/44 (2004/05), S. 135-152; Diana Donald, Picturing Animals in Britain, Yale 2007; Regina Haslinger, Herausforderung Tier. Von Beuys bis Kabakov, Karlsruhe 2000; Ulla Fölsing, Gebell im Gotteshaus. Hunde auf niederländischen Kircheninterieurs, in: Weltkunst H. 3 (2008), S. 42-46; Catherine Johnes, Dogs, History, Myth, Art, Cambridge 2008; Hans-Jürgen Schwalm und Ferdinand Ullrich, Auf den Hund gekommen. Von Menschen und Tieren, Recklinghausen 1997; William Secord, Dog painting, 1840 – 1940. A social history of the dog in art including an important historical overview from earliest times to 1840 when pure-bred dogs became popular, London 1992.

<sup>42</sup> Zur Interpretation der Hunde im Kircheninnern vgl. Aline Steinbrecher.

Eine starke Präsenz erhalten die tierischen Kirchgänger nämlich in den Zürcher Gesetzestexten. Gerügt werden dort Hundebesitzer, die „unanständiger Weise“ ihre Hunde einfach in die Kirche mitbringen.<sup>43</sup> Dies verhindere die Andacht und führe zu vielfältigen Gefahren, deshalb wurde 1755 die Mitnahme von Hunden in die Kirche „gänzlich“ verboten.<sup>44</sup> Aus diesen Verboten wird einerseits deutlich, dass sich die Hunde wohl tatsächlich im Kircheninneren aufhielten – und zwar als Begleiter ihrer Herren –, was auch lebensweltlichen Interpretationen der holländischen Meister, welche vor allem Hunde im Kircheninnern malten, Auftrieb gibt.<sup>45</sup> Andererseits wird auch ersichtlich, dass das enge Zusammenleben von Mensch und Hund immer wieder zu Konflikten führte. Die Regulierungsprozesse im Mensch-Hund-Zusammenleben sind eng mit der Ausformung neuer städtischer Ordnungsmuster verbunden. So reihen sich die Rügen zur Mitnahme der Hunde auch in zahlreiche andere obrigkeitliche Beschwerden betreffend das Verhalten in den Kirchenräumen ein. Das obrigkeitliche Bestreben, die Kirchenräume ausschließlich für religiös-gottesdienstliche Zwecke zu nutzen<sup>46</sup>, ist auch einem Zürcher Mandat von 1755 zu entnehmen.<sup>47</sup> Demgegenüber standen die sozialen Repräsentationsbedürfnisse der Kirchgänger, welche diese nicht zuletzt über die mitgebrachten Hunde ausdrücken wollten und konnten. Bei der Mitnahme der Hunde in die Kirche kreuzen sich somit unterschiedliche Raumansprüche von Obrigkeit und Bürgern. Dabei wird deutlich, dass bei der Festlegung der Aktionsräume der Hunde nebst den Auffassungen von Raum auch Konzepte von Öffentlichkeit und Privatheit eine Rolle spielen, wie auch nachfolgendes Beispiel zeigt.

### *Hundekonflikte und Hundegesetze*

1785 beklagt sich ein Zürcher Bürger beim Rat, dass er im Zuge der Durchsetzung der Zürcher Hundeverordnungen mit ansehen musste, wie der Wasenmeister auf seinem eigenen Grund und Boden seinen Hund zu Tode geprügelt habe. Der Wasenmeister rechtfertigte sein Verhalten damit, dass dieses „Hündlein suspect oder gar wüthend“ ausgesehen und zudem keine Hundemarke getragen habe. Der Besitzer hält dem entgegen, dass sein Hund keineswegs gefährlich und zudem sehr be-

<sup>43</sup> StAZH, III AAB 1-3, Mandat 1764.

<sup>44</sup> StAZH, III AAB 1-3, Mandat 1755.

<sup>45</sup> Vgl. dazu etwa Swetlana Alpers, *Kunst als Beschreibung. Holländische Malerei des 17. Jahrhunderts*, Köln 1985; oder spezifisch zu Hunden: Fölsing, S. 42-46.

<sup>46</sup> Susanne Rau und Gerd Schwerhoff, *Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Themen eines Forschungsfeldes*, in: Dies. (Hrsg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Köln 2004, S. 11-53, hier S. 35.

<sup>47</sup> StAZH, III AAB 1-3, Mandat 1755.

liebt gewesen sei, denn „viele Personen haben Freud mit diesem artigen Geschöpf gehabt“. Dennoch sei er gezwungen gewesen zu verfolgen, wie sein Hund unter „empfindlichen Schmerzen“ zu Tode kam, bloß weil er kein „Zeichen“, keine Hundemarke, trug, wie der Zürcher Rat es vorschrieb. Die vor dem Rat vorgebrachte Klage blieb nicht ohne Wirkung: Der Rat ermahnte den Wasenmeister für sein Vorgehen.<sup>48</sup>

Dass diese Anklage zu einer Rüge des Wasenmeisters führte, hängt wohl daran, dass der Kläger geltend machen konnte, dass der Übergriff auf seinem eigenen Grund und Boden geschehen war. Denn ansonsten war es das Recht bzw. sogar die Pflicht des Wasenmeisters, Tiere ohne Hundemarke zu töten, wie ein Blick auf die Zürcher Hundegesetze zeigt.

Erste Verordnungen, die das Zusammenleben von Menschen und Hunden regelten, finden sich schon im 15. Jahrhundert.<sup>49</sup> Die Mehrzahl der städtischen Verordnungen zur Hundehaltung entstand allerdings erst im 18. Jahrhundert, als die Haltung von Hunden als Haustier schon enorme Popularität erlangt hatte.<sup>50</sup> Diese Verdichtung geht einher mit der auf allen gesellschaftlichen Ebenen zunehmenden Regelungsdichte. Ziel der *Hunde-Policeygesetzgebung* - und auch hier findet sich Ähnlichkeit mit anderen Mandaten der Disziplinierung - war die Regulierung, Reduzierung und Beschränkung der Hundehaltung.

Im Fokus der erlassenen disziplinierenden Maßnahmen stand in Zürich im 18. Jahrhundert die Tollwut. Um diese Reglementierung der Hunde und der Halter umsetzen zu können, bedurften die Hunde zunächst eines Identitätsmerkmals, welches sie klar als den Hund eines bestimmten Halters auswies.<sup>51</sup>

Damit wurde schon eine vor allem für administrative Zwecke nützliche Einteilung in Hunde, die einen Halter hatten und herrenlose Hunde gemacht. Auf letztere zielte ein ganzes Bündel von Maßnahmen ab. Aber nicht nur wilde, herrenlose Hunde, sondern auch die als Haustiere gehaltenen Hunde durften sich nicht frei auf den Gassen bewegen. Die Obrigkeit ging gegen die Gewohnheit der Hundebesitzer, ihre Tiere nachts auf die Strassen zu lassen, vor und forderte diese auf, nachts sowie sonn- und feiertäglich ihre Hunde im Haus drinnen zu behalten.<sup>52</sup>

<sup>48</sup> StAZH A 70.29, 3.8.1785.

<sup>49</sup> Diese Regelungen betreffend des Mensch-Hund-Zusammenlebens sind in den Rats- und Richtbüchern festgehalten. Maßnahmen gegen herrenlose Hunde etwa finden sich: StAZH BVI 218, fol. 241r: 1453; BVI 228, fol 121r, 124r-125r: 1472.

<sup>50</sup> Aline Steinbrecher, Die gezähmte Natur in der Wohnstube – Zur Kulturpraktik der Hundehaltung in frühneuzeitlichen Städten, in: Sophie Ruppel und Aline Steinbrecher (Hrsg.), „Die Natur ist überall bey uns.“ Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit, Zürich 2009.

<sup>51</sup> StAZH, III AAB 1-3, Mandate 1764 und 1789.

<sup>52</sup> StAZH, III AAB 1-3, Mandat 1764.

Die zahlreichen auferlegten Hundegesetze zur Hundehaltung und Tollwutprävention<sup>53</sup> ließen sich nicht einfach umsetzen. Sowohl das Lösen der Hundemarke wie auch das Bezahlen der Hundesteuer wurde von vielen Haltern unterlaufen.<sup>54</sup> Das Nichtbefolgen der Hundegesetze hatte aber auch Sanktionen zur Folge. Die Hundebesitzer wurden bei dem Nichteinhalten der Weisungen der Maulkorbpflicht oder des Zeichentragens etwa 1763 mit einem Bußgeld von 10 Pfund bestraft, was immerhin dem Betrag gleichkam, den es für vorehelichen Beischlaf oder eine „allzu große Hochzeit“ zu entrichten galt oder einem Lohn eines Maurerknechtes über 10 Tage entsprach.<sup>55</sup>

Das Halten von Hunden kostete aber nicht nur im Falle einer Gesetzesübertretung. Vielmehr musste mit jährlichen Kosten für die Hundemarke gerechnet werden, und ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch mit einer Hundesteuer. Nebst der bereits beschriebenen allfälligen Möglichkeit, damit die Hundezahl zu reduzieren, schuf die in Zürich 1812 eingeführte<sup>56</sup> Hundesteuer sowohl eine weitere finanzielle Einkunft als auch einen administrativen Zugriff auf die Hundehalter, die nun systematisch aufgelistet wurden.

Daraus wird ersichtlich, dass die Gesellschaftshunde im Verlauf des 18. Jahrhunderts zunehmend die Nutzhunde ablösen. Diese „Vergnügungshunde“ galten zwar nicht als gefährlich, dafür aber zumindest im (tier)ärztlichen Diskurs auch als „nutzlos“ und wurden als solche auch bekämpft. So schrieb etwa Joseph Fehr 1790: „aber von tausend Hunden, die jetzt gehalten werden, ist vielleicht nur einer unentbehrlich“. All die anderen entbehrlichen äßen den Menschen wertvolle Ressourcen weg.<sup>57</sup> Drastischer formuliert es Mitte des 19. Jahrhunderts noch Wilhelm Rosenbaum: „So hat sich der Gesamtnachtheil gegen den summarischen Nutzen des Hundes wohl in einem hinlänglich überwiegenden Grade erwiesen, und ist keinem weiteren Zweifel unterworfen, dass die gänzliche Vertilgung des Hundes als etwas

<sup>53</sup> Vgl. zur Zürcher Tollwutdiskussion. Michèle Zihler, Hundehaltung, Tollwutprävention und Tollwutbekämpfung. Vergleich medizinalpolizeilicher Literatur und Zürcher Gesetzgebung zwischen der Mitte des 18. und dem Ende des 19. Jahrhunderts, unpublizierte Lizentiatsarbeit der Universität Zürich 2009.

<sup>54</sup> Offizielle Sammlung der von dem Grossen Rathe des Canton Zürich gegebenen Gesetze und gemachten Verordnungen, und der von dem Kleinen Rath examinirten allgemeinen Landes- und Policeyordnung, 6 Bände, Zürich 1804 – 1814, hier: Bd. 4, S. 293.

<sup>55</sup> Thomas Weibel, Der zürcherische Stadtstaat, in: Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 2, Frühe Neuzeit 16. bis 18. Jahrhundert, Zürich 1996, S. 16-66, hier: S. 53.

<sup>56</sup> StAZH Bekanntmachungen von 1838, 1839, 1840 und 1844.

<sup>57</sup> Joseph Fehr, Ausführliche Nachricht von einer tödlichen Krankheit nach dem tollen Hundsbisse, nebst einer Uebersicht der Zufälle der Wuth bey Hunden und Menschen, ihrer Heilsart und der dahin gehörigen Policeyanstalten von Joseph Fehr öffentlichem Lehrer der Thierarzeneykunst zu Münster in Westphalen, Göttingen 1790, S. 129.

für die gesammte cultivierte Menschheit Nützlich zu betrachten sei.“<sup>58</sup> Die medizinischen Empfehlungen, dass nur diejenigen Besitzer Hunde halten sollten, die von Berufes wegen darauf angewiesen waren<sup>59</sup>, fanden in Zürich nur am Rande Eingang in die Gesetzgebung. Zu sehr hatte sich wohl gerade bei den Gesetzgebenden die private Hundehaltung etabliert. Doch auch diese Hundehaltung war schon längst keine private Angelegenheit mehr. Durch das Lösen von Hundemarken geriet sie vielmehr in den Fokus städtischer Ordnungsmaßnahmen. Da die Hunde aus Sicht der Gesetzgebung somit einer grundlegenden Reglementierung bedurften, erfolgte auch ihre Anerkennung als eine zu regulierende Größe, was wiederum bedeutet, dass die Tiere hier zeitgenössisch durchaus als Agens gefasst werden. Diszipliniert wurden nicht nur die Hundehalter, sondern die Hunde selbst, die nicht mehr als frei laufende wilde Tiere geduldet wurden, sondern lediglich als Begleiter ihrer Besitzer, zu deren Kultur sie gehörten. Vollzogen wurde die Reglementierung gleichermaßen bei Halter und Hund. Der Hundebesitzer musste für seinen Besitz bezahlen, und der Hund selbst wurde durch eine Hundemarke am Halsband gekennzeichnet. Diese Kennzeichnung wies ihn nicht nur als Hund seines Herren aus, sondern auch als zahlendes Mitglied der städtischen Gesellschaft.

### *Ein anderer Blick auf das frühneuzeitliche Zürich*

Zudem treten die Hunde in den Zürcher Hundegesetzen nicht nur als disziplinierte Objekte, sondern durchaus auch als Unruhe stiftende Akteure mit erkennbarer Wirkungsmacht auf, wie gerade die Vorkommnisse von Hundebissen zeigen. Zentral in Bezug auf die Ordnungsstörungen durch Hunde war immer die Frage, ob es sich um Tiere im öffentlichen oder privaten Raum handelte. Während das Eindringen des Hundes in den privaten Raum fortschritt, nahmen die Reglementierungen der Hundehaltung im öffentlichen Raum zu. Über die in der Öffentlichkeit störenden Hunde erfahren wir aber immer auch etwas über die private Hundehaltung, so etwa, dass es üblich war, seine Hunde nachts auf die Gasse zu lassen. Somit enthalten diese stark normativen Quellen zur Hundehaltung, liest man sie gegen den Strich, immer auch Hinweise zum alltäglichen Zusammenleben von Mensch und Tier in der Stadt im öffentlichen wie privaten Raum.

<sup>58</sup> Wilhelm Rosenbaum, Die Wuthkrankheit bei den Haussäugethieren in einer pathologisch-therapeutischen und polizeilich-socialen Beziehung. Ein meistens auf eigenen Erfahrungen begründeter, für Ärzte und Nichtärzte bearbeiteter Beitrag zur Monographie des Übels, Zerbst 1848, S. 68-76.

<sup>59</sup> Stadtarchiv Frankfurt, Unterricht gegen den tollen Hundsbiss und dessen Folgen vom Physicus zu Frankfurt am Main, 19.11.1778.

Hunde treten in normativen Quellen nicht nur als Akteure im sozialen Gefüge auf, sondern auch als Partner in affektiven persönlichen Beziehungen.<sup>60</sup> Als affektive Beziehungspartner des Bürgertums<sup>61</sup> wie auch als Repräsentationsobjekte sind die Hunde aus den Städten des 18. und 19. Jahrhunderts, in denen die Kulturpraktik der Haustierhaltung<sup>62</sup> fest verankert war, nicht wegzudenken. Dabei geht die Bedeutung der Hunde in der Stadt weit über deren zahlreiche Präsenz hinaus. Der auf die Hunde gerichtete Blick bringt neue Erkenntnisse zur Alltagsgeschichte, der Geschichte des privaten Lebens, der Kulturgeschichte und der Geschichte der Emotionen hervor. Gerade die konzeptionelle Ausweitung des *Agency*-Begriffes auf die Tiere sowie eine sorgfältige Relektüre der Quellen lässt neue Geschichten und Geschichte schreiben. Somit wird ein Blick auf Zürich, der auch die tierischen Akteure einbezieht, wirklich ein anderer Blick auf die frühneuzeitliche Stadt.

### **Abbildungsnachweis:**

**Abb. 1-4: Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlungen**

**Dr. Aline Steinbrecher, Historisches Seminar der Universität Zürich,  
aline.steinbrecher@access.uzh.ch**

<sup>60</sup> Steinbrecher, Fährtsensuche, Hunde in der frühneuzeitlichen Stadt, S. 55-56.

<sup>61</sup> Yi-Fu Tuan, Dominance and Affection. The Making of Pets, Yale 1984, S. 112.

<sup>62</sup> Steinbrecher, Die gezähmte Natur in der Wohnstube; Kete, The Beast in the Boudoir; Harriet Ritvo, The Animal Estate: The English and Other Creatures in the Victorian Age, Cambridge 1987.

## Hunde in Universitätsstädten 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts

Nicht nur an der Kleidung, sondern auch am Hund ließ sich in den ständischen Gesellschaften der einzelnen Territorien des Heiligen Römischen Reiches für jeden Außenstehenden sofort erkennen, welchen Standes die Person war, der er gerade gegenüberstand. Es gab Kleiderordnungen und Verordnungen, die das Halten von Hunden regelten, indem sie das Recht zur Anschaffung bestimmter Rassen an den Stand des Besitzers banden. Gefallen sind diese Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Untertanen erst mit den Revolutionen des 19. Jahrhunderts. Heute hat grundsätzlich jeder unbescholtene Erwachsene das Recht, einen Hund zu halten, und zwar den Hund, den er mag, zu dem Zweck, der eine Lücke in seinem Leben ausfüllt.<sup>1</sup>

Gibt es irgendetwas Besonderes im Hinblick auf die Hundehaltung in den Universitätsstädten des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemessen an derjenigen in anderen Städten? Überall gibt es Wachhunde,<sup>2</sup> meist Mischlinge, Arbeitshunde, die in Deutschland zunächst nur als Metzgerhunde oder Hütehunde für die städtischen Herden ausgebildet wurden.<sup>3</sup> Arbeitshunde nach modernem Verständnis gab es noch nicht. An deren Anfang stehen die Schutzhunde der Polizei, üblicherweise Deutsche Schäferhunde, die zur damaligen Zeit als Rasse noch gar nicht existierten. Erst beginnend mit dem Ende des 19. Jahrhunderts werden besondere Talente von Hunden für den Menschen genutzt und Hunde auf einen bestimmten Zweck hin trainiert, eine Entwicklung, die speziell in jüngster Zeit Fortschritte macht: Die Nase bei Polizei- und Suchhunden aller Art, deren Intelligenz bei Blindenhunden, Hunden, die Behinderten helfen, Nase und Intelligenz bei Warnhunden, die Zuckerkranken einen bevorstehenden Zuckerschock melden, Epileptiker vor einem Anfall warnen, Krebs diagnostizieren. Bei Schutzhunden wird der absolute Gehorsam eines Hundes gegenüber seinem Hundeführer ausgebeutet,

<sup>1</sup> Inge Auerbach, Wer regiert? Der Hund den Menschen oder der Mensch den Hund? Beiträge zur Sozialgeschichte der Jagdhunde. 16.-19. Jahrhundert = PAC-Korrespondenz, NF. 22(83), Lauf a.d. Pegnitz 2009.

<sup>2</sup> Vgl. C. F. Wittich, Handbuch zur Kenntnis der Hessen-Casselschen Landesverfassung und Rechte, Bd. 5, Kassel 1802, S. 340, 346, 347.

<sup>3</sup> Wittich, S. 337, 338, 339-340.

der diesen vor einem unter Umständen lebensgefährlichen Angriff eines Verbrechers schützt, indem sich das Tier als erstes in Gefahr begibt und den Verfolgten stellt. Schließlich gibt es Hunde, um deren Schnelligkeit bzw. Aggressivität Wetten abgeschlossen werden, vor allem in England, und dies auch im 18. Jahrhundert und früher.

In Universitätsstädten wurden zukünftige Eliten ausgebildet und bereits als Jugendliche in einen Lebensstil eingeführt, den sie als Erwachsene problemlos beherrschen mussten, wenn sie in der Gesellschaft reüssieren wollten. Studenten studierten daher nicht nur, sondern sie lernten auch Tanzen, Fechten, Reiten, Fremdsprachen, geselligen Umgang auch mit Höherstehenden über studentische Orden und die Jagd. Letztere war nicht in allen Territorien selbst den Spitzen der Gesellschaft zugänglich, aber man musste durch seine Erziehung für alle künftigen Fälle gerüstet sein.

Ganz große und ganz kleine Hunde waren sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zu den Spitzen der Gesellschaft. Die ganz großen waren Irische Wolfshunde und „Zwitter“, die Vorläufer der Deutschen Doggen, die ganz kleinen waren die Schoßhunde von Damen. Hetzhunde, Windhunde, Bracken waren Besitzern der Hohen Jagd vorbehalten. Hühnerhunde zeigten, dass der Hundeführer irgendwo die Niedere Jagd ausüben konnte, und auch dies wies ihn als Angehörigen höherer Stände aus.

Hunde in Universitätsstädten waren bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht nur städtische Hunde, sondern auch Hunde von Angehörigen der Universität, die – aus der Stadt ausgegliedert – einer eigenen Gerichtsbarkeit unterstanden und gewisse Privilegien gegenüber den Bürgern genossen. Sie durften Kaffee und Kakao trinken, einen Degen tragen, sich besser kleiden und als Jugendliche sich als künftige Elite gebärden fast wie Angehörige des Adels, ganz gleich, ob sie adeliger oder bürgerlicher Herkunft waren. Die Universität bot Gelegenheit auch zu Reitunterricht und unterhielt eine eigene Reithalle. Das galt in allen Universitätsstädten.

Der Umfang der Privilegien der Universitätsverwandten gemessen am städtischen Bürger war in Hessen-Kassel besonders augenfällig. Hier hatte der Landgraf ein für sich fast vollständiges Monopol auf die Haltung von Jagdhunden durchgesetzt. Da sie kein Jagdrecht besaßen, hatten nicht einmal adelige Angehörige des Hofes in Kassel die legale Möglichkeit, sich einen Jagdhund zuzulegen.<sup>4</sup> Wer das weiß, kann ohne Kenntnis der Person eine Dame mit Windhund auf einem Gemälde noch heute als Mitglied des Hauses Hessen erkennen.<sup>5</sup> Bracken und Weimaraner

<sup>4</sup> Auerbach, S. 53 f.

<sup>5</sup> Vgl. etwa Charlotte mit Windhund in der Ahnengalerie Tischbeins d. Ä. in Schloss Wilhelmsthal bei Kassel.

zeichneten Herrscher aus, aber eben nur in Hessen-Kassel. Möglicherweise nach dem Vorbild der Universität Heidelberg, der alten, erfolgreicheren Konkurrentin von Marburg, und um ständigen Konflikten wegen der wildernden Studierenden ein Ende zu machen<sup>6</sup>, wurde im 18. Jahrhundert (1721) in Marburg der Universität ein eigenes Revier zugewiesen.<sup>7</sup> In Heidelberg gab es bereits seit 1655 eine Studentenjagd, deren Grenzen mit Grenzsteinen markiert waren. Die Studierenden konnten dort die Niedere Jagd ausüben, aber nur mit der Flinte, ohne Hund.<sup>8</sup> Um Fremde von Stand anzulocken, richtete auch Marburg eine Studentenjagd ein, in der die Studierenden die Niedere Jagd ausüben konnten. Deshalb hatten sie das Recht, ein Gewehr zu tragen und einen Hühnerhund zu führen.<sup>9</sup> Große Hunde, Parforce-Hunde standen ihnen nicht zu. Sie waren ausschließlich Sache des Hauses Hessen. Seit 1722 galt dieses Verbot auch für Fremde oder Durchreisende.<sup>10</sup> Marburgs Attraktivität als Universität für Studenten aus dem Ausland war damit gegenüber Göttingen als der wichtigsten Rivalin für den hessischen Raum auch wegen der Möglichkeit, mit einem Hund öffentlich Eindruck zu machen, deutlich reduziert.

Städtische wie universitäre Hunde unterlagen einem Hunderecht. Das in Hessen-Kassel seit dem 16. Jahrhundert geltende Ordnungsrecht für alle Hunde bestand in einem absoluten Leinenzwang, dem „Knüppeln“, d.h. dem Anhängen eines Holzklotzes oder einer schweren Kette an den Hinterlauf, um die Hunde am Hetzen von Wild im fremden Revier zu hindern.<sup>11</sup> Dies galt auch für Universitätsverwandte.<sup>12</sup> Grundsätzlich waren Hunde eingesperrt zu halten, speziell bei Schnee oder in Toll-

<sup>6</sup> Zu Streitereien mit Forstbediensteten wegen der studentischen Jagd, 1709 vgl. Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 7780. In solchen Fällen konnte die Flinte konfisziert werden. Best. 5, Nr. 16144, vor allem: Universitätsarchiv Marburg: Best. 305a, Nr. 6434, alte Sign.: Best. 305a, A VIII, Nr. 1.

<sup>7</sup> Norbert Nail, Die Marburger Studentenjagd. Aus den Akten des Universitätsarchivs, in: <http://staff.uni-marburg.de/~nail/jagd/htm>.

<sup>8</sup> Norbert Nail, Grenzstein Nr. 2. Studentenjagd = Kunstwerk des Monats, Kurpfälzisches Museum Heidelberg, Hrsg., Juli 2007, vgl. <http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/rhein/h....>, auch: Herrmann Wirth, Jagdrecht der Studenten 1655 und 1671, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 1(1888), S. 81-82.

<sup>9</sup> Auerbach, S. 56 nach: Wittich, S. 381.

<sup>10</sup> Vorausgegangen war ein eigenmächtiges Pirschen der Studenten mit Hunden und Büchsen, über das mit dem Oberforstmeister seit 1677 Streit geführt wurde. Verbote nützten nichts. 1722 wurde ein eigener Jagddistrikt ausgewiesen. Universitätsarchiv Marburg, Best. 305a, Nr. 6592, alte Sign.: Best. 305a, A VIII, 8, Nr. 4.

Auerbach, S. 68 nach: Verneuerte Jagdordnung, 1722, Nov. 26, § 10, in: Wittich, S. 341.

<sup>11</sup> Vgl. Erneuerte Jagdordnung von 1732 unter Bezug auf Vorgängerordnungen seit 1624, §§ 11-12, in: Universitätsarchiv Marburg, Best. 305a, 6592, alte Sign.: 305a, A VIII, 8, Nr. 4. Wittich, S. 339 (die Verordnung von 1624 fehlt dort).

<sup>12</sup> Auerbach, S. 63 f.

wutzzeiten. Sie durften Wälder, Felder oder Gärten nicht betreten.<sup>13</sup> Die Regelung der Sonntags- und Feiertagsruhe enthielt auch ein Verbot von Hundelärm. Man sollte an diesen Tagen Raufereien mit überflüssigem Gebell auf der Straße vermeiden.<sup>14</sup> Konflikte ergaben sich an allen Universitäten, wenn Hörer ihre Hunde mit in die Vorlesungen nahmen, diese dort störten oder untereinander rauffen.<sup>15</sup> Vorlesungen wurden nicht nur im Gebäude der Universität selbst gehalten, sondern auch in den Privatwohnungen der Professoren. Diese konnten Hunde dulden oder nicht.

Von einer bereits in den 1780er Jahren eingeführten Hundesteuer ausgenommen waren Fremde und wegen der Studentenjagd alle Studenten, auch für Tiere, die nicht für die Jagd bestimmt waren.<sup>16</sup> Diese Hundesteuer sollte die Zahl der Hunde im Land beschränken und auf ‚überflüssige Hunde‘ erhoben werden. Das Ergebnis war enttäuschend; es gab im ganzen Land keine überflüssigen Hunde, und die Charité in Kassel konnte sich, anders als erhofft, aus der neuen Steuer keiner höheren Einnahmen erfreuen. Nur 1787, 1788 und 1790 floss überhaupt solches Steuer geld in die Kassen der Charité.<sup>17</sup> Es gibt leider keine Listen der von der Steuer befreiten Hundehalter aus der Stadt Marburg. Für andere hessische Plätze ergibt sich, dass üblicherweise nur ein Wachhund gehalten wurde, auf den jedoch die Steuer nicht erhoben werden konnte.<sup>18</sup> So musste die erneuerte Verordnung über die Hundesteuer 1793 resigniert konstatieren: „Da aber diese Abgabe, wie man in Erfahrung gebracht hat, bisher nicht erhoben worden ist [...]“.<sup>19</sup> Gezahlt hatten nur Bürger von Kassel, die sich selbst als die Ausnahme von der Regel betrachten konnten, und zwar 1798 insgesamt 75 Reichstaler, dazu kamen von Gudensberg 5 und von Lichtenau 3 Reichstaler.<sup>20</sup> Es dürfte daher damals in Kassel 75, in Gudensberg und Lichtenau 5 bzw. 3 Schoßhunde gegeben haben. Diese Hundesteuer, die als eine Art

<sup>13</sup> Auerbach, S. 63, Wittich, S. 337.

<sup>14</sup> Polizeiordnung für die Stadt Marburg, 1763, Sept. 16, in: Neue Sammlung der Landes-Ordnungen, Ausschreiben und anderer allgemeiner Verfügungen, Bd. 3, Kassel 1838, S. 110.

<sup>15</sup> Vgl. den Bericht Wilhelm v. Humboldts über seinen Besuch in Marburg 1788: Die Studenten hatten ins Kolleg des Vizekanzlers v. Selchow einen großen Hund mitgenommen, der dort störte. Wilhelm v. Humboldt, Tagebücher, A. Leitzmann (Hrsg.), Berlin 1916, S. 18-20, nach: H. Hermelink und S. A. Kaehler, Die Philipps-Universität zu Marburg 1527 – 1927, Marburg 1927, S. 428.

<sup>16</sup> Auerbach, S. 69, Wittich, Bd. 5, S. 346.

<sup>17</sup> Protokollauszug, Kassel, 1793, April 13, in: Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 13724, f. 46.

<sup>18</sup> Vgl. die Listen von Hundebesitzern aus dem Schaumburgischen (bis auf die Stadt Rinteln) und dem Amt Sachsenhagen von 1800, in: Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 13724, f. 80-82, 94 f. und dazugehöriger Bericht der Charité, 1801, Juli 6, ebenda, f. 73.

<sup>19</sup> Verordnung, 1793, Mai 10, in: Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 13724, f. 52 und dabei blieb es: Verordnung von 1799, Nov. 6, ebenda, f. 70, von 1802, Jan. 26, ebenda, f. 121-123.

<sup>20</sup> Bericht der Charité-Direktion, 1799, Okt. 12, in: Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 13724, f. 64 v.

von Luxussteuer erhoben wurde, galt nämlich auch – bzw. nach dem Verständnis der Untertanen hauptsächlich – für Schoßhunde, die im Haus gehalten wurden und dem Ordnungsrecht für den Rest der Hundepopulation nicht unterworfen waren.<sup>21</sup> Ein Status als Wachhund und damit die Befreiung von der Hundesteuer blieb für solche Kleinhunde unerreichbar.<sup>22</sup>

Es war die Hundesteuer, die in Hessen-Kassel wie in England dem Bürger die Freiheit gebracht hat, über die Haltung eines oder mehrerer Hunde eigenständig zu entscheiden. Für Hessen-Kassel erfolgt die Freigabe der Hundehaltung für jedermann nach der Revolution von 1830 und der Verfassung von 1831 durch die Verordnung vom 31. Oktober 1833 über die Einführung einer Hundesteuer, die eigentlich die Zahl der Hunde beschränken sollte.<sup>23</sup> Das gelang natürlich nicht. Heute gibt es erheblich mehr Hunde in einer mittelgroßen Stadt wie Marburg als in ganz Hessen-Kassel vor dem Fall des Hundehaltungsverbotes zum reinen Vergnügen Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Zahlenverhältnisse bei den Schoßhunden des 18. Jahrhunderts in Marburg dürften denen von Kassel vergleichbar gewesen sein. Marburg war nämlich nicht nur Universitätsstadt, sondern auch Sitz des Samthofgerichtes für die beiden Hessen, Hauptstadt der Provinz Oberhessen und Garnison. Daher lebte eine größere, relativ verbürgerlichte Elite in der Stadt. Im Hause der Marburger Honoratioren, der Landesbeamten bei der Regierung des Territoriums Oberhessen, des Hofgerichtes, bei Mitgliedern des Konsistoriums und Pfarrern, Universitätsverwandten, vor allem den Professorengattinnen, Offizieren der Garnison, den wenigen größeren Kaufleuten und Mitgliedern des Stadtrates dürften vor allem solche Schoßhunde gehalten worden sein.<sup>24</sup>

Die meisten modernen Kleinhunde waren noch unbekannt. Für Untertanen waren bis ins 19. Jahrhundert in Hessen die Möglichkeiten der Wahl bestimmter Rassen eingeschränkt. Die bei Fürstlichkeiten und Herrschern und ihren Damen (Fried-

<sup>21</sup> Honoratioren, Bürger, Beisassen und Bauern, die zu ihrem Vergnügen einen oder mehrere Hunde halten wollten, sollten zunächst einen Taler zugunsten der Charité in Kassel zahlen. Landesgesetz vom 27. Dez. 1785. Seit 1802 betrug die Hundesteuer 6 Gute Groschen, Staatsarchiv Marburg, Best. 305a, Nr. 6433, Wittich, S. 345, 347.

<sup>22</sup> Protokollauszug, 1821, April 28 über den abgelehnten Antrag des Rotenburgischen Kanzleiboten David Knopf auf Befreiung von der Hundesteuer für seinen Kleinhund. Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 13724, f. 194 f.

<sup>23</sup> Auerbach, S. 69 nach: „Gesetz über die Besteuerung der Hunde und die Verminderung der Gefahren der Hundswut“, in: Sammlung von Gesetzen, Verordnungen, Ausschreiben und anderen allgemeinen Verfügungen für Kurhessen, Bd. 6, Kassel [1834], S. 180.

<sup>24</sup> Gerald L. Soliday, Städtische Führungsschichten in Marburg, 1560 – 1800, in: Marburger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen, E. Dettmering und R. Grenz (Hrsg.), Marburg 1980, S. 346 und 348.

rich der Große, Maria Theresia, Katharina II.) beliebten Windhunde (Italienische Windspiele) waren Jagdhunde, daher in Hessen für den gemeinen Mann tabu. Sie lassen sich übrigens schon seit der Bronzezeit und in der Antike nachweisen. Mode waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Hessen-Kassel, urteilt man nach den Bildern in Schloss Wilhelmsthal, vor allem Spaniels (Papillons, auch: Cavalier King Charles). Verschiedene Malteser, Pudel und Möpse kamen vor. Die weißen Wollknäuel der Bichons, Malteser, Bologneser waren schon im alten Ägypten und Rom bekannt. Möpse hingegen waren von holländischen Seefahrern aus dem Fernen Osten importiert worden, und sie gewannen an Attraktivität, weil sein Mops Pompey Wilhelm von Oranien 1570 das Leben gerettet hatte.<sup>25</sup> Sie wurden zu *dem* Symbol von Treue und Verlässlichkeit über das Maß hinaus, das jeder Hund auf einem Gemälde mit seinem Herrchen/Frauchen symbolisierte. Das verschaffte den Möpsen Mitte des 18. Jahrhunderts eine unerwartete Popularität.

Als 1738 die Freimaurer durch den Papst verboten wurden, soll 1740 der Kurfürst von Köln und Bischof von Münster Clemens August, Herzog von Bayern, ersatzweise eine ähnliche Gesellschaft für Katholiken gegründet haben<sup>26</sup>, und zwar für Männer und im Unterschied zu den Freimaurern auch für Frauen, den Mopsorden. Er hatte sogar jeweils eine männliche und eine weibliche Spitze, den Obermops. Man trug dort Maske.<sup>27</sup> Als Angehöriger einer Loge wies man sich durch ein Medaillon, einen silbernen Mops, aus, man spielte Mops, wurde bei der Aufnahmezeremonie in den Kreis der bellenden Möpse und Möpsinnen am Halsband geführt, kratzte an der Tür, um damit um Einlass in die Loge zu bitten, und küsste unter Gebell der Novizen, Möpsinnen und Möpse schließlich einen Porzellanmops unter den Schwanz als Beweis völliger Hingabe an die Loge.<sup>28</sup> Möpse, bislang in ganz Europa bei Hofe gehalten<sup>29</sup>, dürften damit als Schoßhund an Popularität gewonnen haben. Wenn Möpse in Porzellan, als Pfeifenköpfe, Tabaksdosen, Spazierstockköpfe, Parfümflaschen im 18. Jahrhundert mit Erfolg verkäuflich waren<sup>30</sup>, wäre noch zu untersuchen, ob die Mopsmode, die erst im 19. Jahrhundert das deutsche vornehme Bürgertum erreichte<sup>31</sup>, über den Mopsorden nicht bereits Mitte des 18. Jahrhun-

<sup>25</sup> Eva-M. Krämer, *Der Kosmos Hundeführer*, 3. Aufl., Stuttgart 1995, S. 56.

<sup>26</sup> Michael Kuper (Hrsg.), *Großmops Clemens August und ein Geheimnis von Schloß Clemenswerth*, Meppen 2007.

<sup>27</sup> Otto Deneke, *Göttinger Studenten-Orden*, in: *Göttingische Nebenstunden* Bd. 18 (1938), S. 10. Für den Hinweis danke ich Dr. Böhme, Stadtarchiv Göttingen.

<sup>28</sup> Gabriel L. Pérau, *Der verratene Orden der Freimaurer und offenbarte Geheimnis der Mopsgesellschaft*, Leipzig 1745, Reprint: Habichtswald 2000 oder *Quellenkundliche Arbeit*, Bd. 4, Hamburg 1973.

<sup>29</sup> M. Costantino, *Handbuch der Hunderassen*, München 2005, S. 175.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 175, auch: H.-J. Swarovsky und U. Kägler, *Bi-Lexikon, Hunderassen*, 3. Aufl., Leipzig 1986, S. 253; Vies de Chiens, Cl. d'Arthenaise, P. de Fougerolle u.a., *Ausstellungskatalog*, Paris 2001, S. 18.

<sup>31</sup> T. Yamazaki und T. Kojima, *Hunde*, I. Marchand (Übers.), 2. Aufl., Berlin 1996, S. 300.

derts auch in bürgerlichen Kreisen der Universitätsstädte bis zum Verbot des Ordens kurzfristig an Beliebtheit gewonnen hatte. Der Mopsorden breitete sich in ganz Europa, in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und in Polen, jedenfalls auch in protestantische Kreise, aus.<sup>32</sup> Die internationalen Verflechtungen des Ordens boten Reisenden Anlaufstellen für den gesellschaftlichen Verkehr in den höchsten Kreisen, etwa in Polen, wo speziell die Damen im Orden sehr aktiv gewesen sind. Der Mopsorden widmete sich der Pflege von Geselligkeit und Galanterie, von Wohltätigkeit und hatte keine ausdrücklichen politischen Zielsetzungen. In ihm bot sich für Studenten die Gelegenheit, mit ihren Professoren und anderen Honoratioren auf gleicher Ebene gesellig zu verkehren, Kontakte zu knüpfen, auch zu Frauen, und sich in einem Klub unter ehrenwertem Anstrich formell zu organisieren, d.h. das von den meisten Regierungen betriebene Verbot von Geheimgesellschaften und -orden zu unterlaufen. Es gab menschliche „Möpse“ in Marburg, und später gründete sich eine neue gemischtgeschlechtliche Loge.<sup>33</sup> Die Tradition brach nicht ab. Orden wurden in Marburg übrigens erst 1765 verboten, infolgedessen sind Akten über den Mopsorden nicht angefallen, die Überlieferung ist daher dürftig<sup>34</sup>: Juristen arbeiteten in alter Zeit nämlich nur dort, wo sie es mussten. Man weiß nur, dass zum Zeitpunkt des Verbotes alle Marburger Studenten irgendeinem Orden angehört haben. Marburg scheint jedenfalls in der Bewegung zur Gründung studentischer Orden im Stile der Freimaurergesellschaften zeitlich mit an der Spitze gestanden zu haben, denn eine in Göttingen erfolglose Gründung geschah durch einen Marburger Studenten.<sup>35</sup>

Menschliche „Möpse“ gab es auch an anderen Universitätsstädten, natürlich in Münster, Marburg, Heidelberg, Straßburg und in Göttingen. Dort hatte der Orden, kurz nach seiner Gründung durch einen Studenten aus Helmstedt am 8. Februar 1748 von der Regierung in Hannover verboten, in kurzer Zeit 55 Mitglieder gewinnen können, unter Umständen wegen seiner weniger elitären Mitgliederwerbung im Vergleich zur etwas älteren Freimaurerloge „Friedrich“.<sup>36</sup> Die vor dem Verbot entstandene Korrespondenz mit der Regierung erweckt den – vermutlich nicht ganz

<sup>32</sup> Vgl. beispielsweise: B. Raschke, *Androgyne Arkangesellschaften und Freimaurerei. Entwicklungs- und Beziehungsprobleme aus der Perspektive hochadliger Frauen*, in: J. Berger und K.-J. Grün (Hrsg.), *Geheime Gesellschaft. Weimar und die deutsche Freimaurerei*, München 2002, S. 153-155.

<sup>33</sup> Helmut Keiler, *Gründungsakte der Adoptionsloge der verbundenen Freundschaft, Marburg 1777*, Gießen 1988.

<sup>34</sup> Das Verbot erfolgte auf einen privaten Antrag hin, nicht auf Reichstagsbeschluss. Staatsarchiv Marburg, Best. 5, Nr. 16142. Die Universitätsgeschichte von Hermelink und Kaehler setzt mit der Darstellung von Orden und Geheimgesellschaften daher erst um 1770 ein; vgl. S. 421-423.

<sup>35</sup> Der Josephitten-Orden, gegründet durch den Marburger Forell, wurde mit nur drei Mitgliedern sofort verboten; vgl. Abdruck des Berichts des Prorektors, 1748, Jan. 30, in: Deneke, S. 13.

<sup>36</sup> So Deneke, S. 9; auch: St. Brüdermann, *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit*, 1990.

korrekten, durch den Entstehungszweck der Berichte bedingten – Anschein, als habe es sich hier um einen mehr oder weniger rein studentischen Verein gehandelt, der aus adeligen und bürgerlichen Landeskindern und Baltendeutschen bestand, die an der Universität studierten. Anders als die zuvor in Göttingen gegründete gesellschaftlich sehr exklusive Freimaurerloge beurteilt die Universitätsleitung die Göttinger „Möpse“ als Mittelklasse, denn sie berichtet nur: „Dieser Orden hat anderswo vornehme Glieder.“ Ihr prominentestes war August der Starke, der Deutschland, vor allem sein Sachsen, auch zum europäischen Zentrum der Mopszucht machte und in Meißen Porzellanmöpse produzieren ließ.<sup>37</sup> Sonst scheint der Mopsorden vor allem eine Angelegenheit des Adels gewesen zu sein. Die Überlieferung ist jedoch insgesamt sehr dürftig.<sup>38</sup>

Die Universität Göttingen, 1734 gegründet, war wie Marburg Arbeitsuniversität, aber dennoch attraktiv für in- und ausländische Adlige, hatte jedenfalls bald einen so guten Ruf, dass sie Söhne der höheren Kreise aus der nahe gelegenen Hauptstadt Kassel so stark anzog, dass sich Marburg der Konkurrenz nur erwehren konnte, indem sie ein zweijähriges Studium an einer der hessischen Universitäten zur Voraussetzung einer Anstellung im Staatsdienst machte.<sup>39</sup> Göttingen hatte die besseren Professoren, eine gut ausgestattete Bibliothek, während Marburg mit einer dürftigen Bibliothek und unbedeutenden Professoren nach dem Weggang ihres Stars Christian Wolff auf den Tiefpunkt seiner Entwicklung hinarbeitete, auch zusätzlich noch die Ritterakademie in Kassel den adligen Zulauf reduzierte, so dass Marburgs Universität dann von der Schließung bedroht war.

Göttingen, ursprünglich freie Reichstadt, war längst mediatisiert, Teil von Hannover, als die Universität gegründet wurde. Das überkommene Jagdrecht der Bürger von Göttingen unterlag seit einem Vergleich zwischen Herzog Erich und der Stadt vom 15. Juni 1582 Beschränkungen, war jedoch nicht völlig erloschen.<sup>40</sup> Die Bürgerschaft übte die Niedere Jagd Ende des 18. Jahrhunderts noch aus,<sup>41</sup> notfalls mit Metzgerhunden, häufig mit Windhunden. Die Studenten hatten die legale Mög-

<sup>37</sup> Bericht des Prorektors, 1748, Jan, 26, nach: Deneke, S. 10; vgl. auch: G. Chr. Lische, Über den Mopsorden in Mecklenburg, 1874.

<sup>38</sup> Nur aus Nürnberg existiert eine Mitgliederliste; vgl. auch Pierers Universallexikon Bd. 11, S. 442.

<sup>39</sup> Gnädigste Resolution auf des Vicekanzlers Waldschmidt Anträge, 1723, Sept. 16, § 7, Universitätsarchiv Marburg, Best. 305a, Nr. 4816, alte Sign.: 305a, IV 8, Nr. 1 mit der Einführung einer zweijährigen Pflicht zum Studium in Marburg oder Rinteln für alle Doktoranden.

<sup>40</sup> Christian Gottlieb Riccius, Zuverlässiger Entwurf von der in Teutschland üblichen Jagdgerechtigkeit..., 2. Aufl. Frankfurt/Main 1772, S. 163 nach: Zeit- und Geschichtsbeschreibung der Stadt Göttingen. Worin derselben Civil-, Natur-, Kirchen- und Schulhistorie aus verschiedenen alten Urkunden, auch anderen sicheren Nachrichten umständlich vorgetragen wird, J. D. Gruber (Hrsg.), Teil 1-3, Hannover/Göttingen 1734 – 1738, hier: Lib. II, c. 14, § 4.

<sup>41</sup> Auskunft des Stadtarchivs Göttingen vom 16. 7. 09.

lichkeit, mit einem Hühnerhund in den städtischen Revieren die Niederjagd auszuüben. Ihnen stand die Feldmark der Stadt Göttingen und ihrer sechs Dörfer offen, nicht die Waldungen, und der Einsatz anderer Hunde, wie von Wind- oder Parforce-Hunden, wurde mit erheblichen Geldbußen, ggf. mit dem Verweis von der Universität geahndet. Geldbußen zugunsten des Anzeigenden drohten auch bei Nichteinhaltung der Schonzeiten.<sup>42</sup> Die Einrichtung einer gesonderten Studentenjagd war wegen des städtischen Jagdrechtes nicht nötig.

Das Jagd- bzw. Hunderecht war in Hannover weit liberaler als im benachbarten Hessen-Kassel: Die niedere Jagd des Adels und einiger Städte war unbestritten, es gab auch adlige Besitzer einer Hohen Jagd.<sup>43</sup> Ähnlich wie in Hessen-Kassel hat auch in Hannover die Abwesenheit des Landesherren, weil er eine fremde Krone trug, zu einer radikalen Reduzierung des fürstlichen Jagdluxus geführt: Bis auf ein Revier im Fürstentum Calenberg wurden alle übrigen Jagden verpachtet. Interessenten am Waidwerk waren vor allem Offiziere. Wer die Jagd übte, hatte auch Hunde, die Zuchtbasis war breiter, und so scheint es kein Zufall, dass sich lokale Varianten des alten Hühnerhundes im westlichen Norddeutschland später entwickelten wie z.B. die Heidewachtel und der Kleine Münsterländer.

Adelige Landeskinder werden die Hunde zum Studium mitgenommen haben, die sie zu Hause hatten, unter Umständen auch sehr große Hunde, die in Hessen-Kassel verboten waren. Göttingen hatte daher für seine Studenten schon sehr früh, kurz nach Gründung der Universität, eine Art von Kampfhundeverordnung erlassen. Bereits 1737, also kurz nach der Gründung der Universität, erließ Georg II. ein Verbot der Haltung von Bullenbeißern in der gesamten Stadt, für Universitätsangehörige und Mitglieder des Justiz-Collegiums wie für die übrige Bevölkerung. Bulldoggen galten in England, das ohnehin stolz darauf war, die besten, in ganz Europa gesuchten Hunde zu halten, als die Krone der Hundezucht, weil es sich hierbei um das „mutigste Tier der Welt“ handele.<sup>44</sup> Sie waren ursprünglich gezüchtet worden, um Stiere vor dem Schlachten anzugreifen und zu beißen, die man dann noch einen Tag ausbluten ließ, um schmackhafteres Fleisch zu erzielen.<sup>45</sup> Sie waren seit

<sup>42</sup> Gesetze für die Studierenden auf der Georg-August-Universität zu Göttingen, Hannover, den 31. März 1823, in: Sammlung der Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für das Königreich Hannover vom Jahre 1823, Hannover 1823, Abt. 3, § 55, S. 71; vgl. auch die Gesetze für die Studierenden der Georg-August-Universität zu Göttingen, 1814, 1818, 1823. Für den Hinweis danke ich Dr. Claudia Kauertz, Hauptstaatsarchiv Hannover.

<sup>43</sup> Auerbach, S. 119-120.

<sup>44</sup> Keith Thomas, *Man and the Natural World. A History of the Modern Sensibility*, New York 1983, S. 108. Zu einem Hundegeschenk von Bulldoggen mit Stier vom englischen an den Zarenhof Ende des 16. Jahrhunderts, vgl. Auerbach, S. 36 f.

<sup>45</sup> Thomas, S. 93.

dem 16. Jahrhundert die Angreifer in Stier- und Hundekämpfen.<sup>46</sup> Ob die in Göttingen nunmehr verbotenen Bullenbeißer reinrassig waren, muss dahin gestellt bleiben. Hundeimporte direkt aus England waren bis ins 18. Jahrhundert eher die Ausnahme, üblicherweise züchtete man mit englischem Blut in Deutschland auf Leistung weiter. Die Personalunion mit England dürfte jedoch Importe wie die Verbreitung englischer Moden (Hundekämpfe, Wetten) begünstigt haben. Neben den Bullenbeißern, die abzuschaffen und ggf. vom Abdecker zu töten waren, führte Georg II. für andere große Hunde, die allein durch ihr Erscheinungsbild Furcht einjagen konnten, wie auch für bissige Hunde Leinenzwang ein, d.h. solche Hunde mussten so gehalten werden, dass sie nicht auf die Straße gelangen konnten.<sup>47</sup> Die Gesetze für die Studierenden von 1823 untersagten den Studenten das Halten von gefährlichen und großen Hunden aller Art sowie unter einer Geldstrafe zugunsten des Anzeigenden auch das Mitbringen von Hunden in die Vorlesungen.<sup>48</sup> Eine gesamtstaatliche Hundesteuer kannte man in Hannover nicht. Erst ab 1830 führten einzelne Städte im Königreich Hannover Hundesteuern ein, die kommunale Angelegenheit waren und blieben. Göttingen erhob eine solche Steuer erst ab 1869. In England gab es übrigens eine Hundesteuer zugunsten der Finanzierung des Hofes seit 1802, wobei man sich etwa am Kasseler Vorbild mit seiner Luxussteuer hätte orientieren können. Hier bedeutete die Steuer eine Freigabe des Rechts auf die Haltung auch von Jagdhunden für Jedermann.<sup>49</sup>

Fasst man zusammen, so dürfte sich das Straßenbild im Hinblick auf die Hunde zwischen Marburg und Göttingen deutlich unterschieden haben. Es gab vermutlich selbst in der Bürgerschaft der Stadt Göttingen wegen der fehlenden steuerlichen Beschränkungen der Hundehaltung generell mehr Hunde als bei den Einwohnern der hessischen Universitätsstädte Marburg (und Rinteln), und die Universität wies eine deutlich höhere Frequenz auf als Marburg. Wo mehr Studenten leben, bringen sie mehr Hunde mit.

Hühnerhunde dürften relativ häufig gewesen sein. Ob Weimaraner, offensichtlich Modehunde der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von den Passanten in Göttingen mitgeführt wurden, müsste anhand von Bildmaterial, in Briefen und Memoiren noch untersucht werden. Möglich wäre auf Kavaliereisen der höchsten Kreise ein direkter Import solcher „grauen Hunde“ aus Frankreich gewesen. Sicher dürften Windspiele aller Größen in Göttingen relativ beliebt gewesen sein. Sie sind generell verträglich und gaben dem Besitzer den Anstrich von Exklusivität und Ele-

<sup>46</sup> Thomas, S. 144.

<sup>47</sup> Verordnung wegen Abschaffung oder Verwahrung großer gefährlicher Hunde zu Göttingen, 1737, April 9. Auch zur Haltung großer Hunde 1736 – 1903, in: Universitätsarchiv Göttingen, Sekretariat 637.3.

<sup>48</sup> Gesetze für die Studierenden, 1823, § 53, S. 70-71.

<sup>49</sup> Auerbach, S. 140-142.

ganz. Sehr große Hunde zu halten, war Studenten zwar untersagt, hat sich das Verbot aber durchsetzen lassen? Der Fall Bismarck gibt zu denken. Sie waren vom Anspruch her Hunde von Herrschern, der „Rolls Royce“ unter den Vierbeinern. Möpse mögen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Damen und Herren von Stand wieder seltener geworden sein, wenn man mit negativen Folgen des Verbotes des „Mopsordens“ in Göttingen rechnen musste. Rassehunde generell waren Ausweis der Zugehörigkeit des Besitzers zu den höheren Ständen – und diese ließen ihre Söhne in Göttingen studieren, nicht in Marburg. Das Straßenbild wird dies sichtbar zum Ausdruck gebracht haben.

**Inge Auerbach, apl. Prof. für osteuropäische Geschichte an der Universität Marburg**

## Mehr als alte Vögel und schräge Käuze. Die vier Körper des Papageien in der Stadt

*Die Natur kommt, die Natur kommt! Die Natur!*  
GEORG BÜCHNER, Woyzeck

### *1. Problemaufriss: Papageien als Gegenstand der Geschichtswissenschaft*

Dieser Beitrag widmet sich der Papageienhaltung in den Städten der Neuzeit. Oder genauer: Dem Problem eines gleich doppelten Unternehmens. Zum einen soll ein Einblick in die Kulturgeschichte eines charakteristischen Vertreters der exotischen Heimtiere gegeben werden, zum anderen sollen die hierbei erkennbaren Entwicklungen in eine stadtgeschichtliche Perspektive eingeordnet werden. Beides in einem knappen Beitrag zu leisten, ist angesichts der nur schwer zugänglichen (und als solche zunächst zu definierenden) Quellen notwendigerweise eher ein Einblick in ein neues Forschungsfeld denn eine umfassende Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Papageien und ihrer städtischen Umgebung. Auf den ersten Blick ist das Phänomen der Heimtierhaltung in Städten in hohem Maße dazu geeignet, die Besonderheiten herauszuarbeiten, die das Miteinander von Papageien und Menschen in der Neuzeit geprägt haben und noch immer beeinflussen: Nicht erst die Industrialisierung und Urbanisierung der Lebenswelt seit dem 19. Jahrhundert veränderten die Formen des Zusammenlebens zwischen den modernen Menschen – und damit auch die Konzepte von Tierhaltung –, sondern bereits die wirtschaftliche Blüte der Handelsstädte in Staaten mit eigenen Kolonien und das sich in diesen Städten herausbildende Bürgertum seit dem 16. Jahrhundert. Papageien waren und sind Handelswaren, ja Luxusgüter, zugleich können sie als Exoten in die Gruppe der Tiere eingeordnet werden, die seit der Antike die Aufmerksamkeit des Menschen genossen haben. Dennoch unterscheiden sich diese Vögel von den Giraffen, Löwen oder Nashörnern, welche die Menagerien der Reichen und Mächtigen vergangener Jahrhunderte bevölkerten. Es ist geradezu banal, aber die geringe Größe und außerordentliche Anpassungsfähigkeit selbst an ungünstige Lebensumstände ließen viele Papageienarten zu den ersten Tieren werden, die – anders als die Mäuse fangende Katze und der wachsame Hund – ohne jede auf den ersten Blick erkenn-

bare nützliche Funktion den Menschen in die Häuser der Stadt folgen mussten. Die romantische Verklärung ihrer exotischen Herkunft, der prestigeträchtig hohe Preis und ein völlig falsches Verständnis ihrer Haltungsanforderungen stehen auf der Menschenseite dem attraktiven Aussehen, der im Vergleich zu anderen Haustieren langen Lebenserwartung und der hohen Intelligenz auf Seiten der Papageien gegenüber. Eine charakteristische Eigenschaft, die Menschen und Papageien miteinander teilen, dient gemeinhin dazu, den Menschen von Tieren zu unterscheiden: Die Fähigkeit des Sprachgebrauchs. Das Sprechen der Papageien basiert auf der komplexen physischen und psychischen Natur dieser Vögel und scheint angesichts seiner oft erstaunlich situationsgebundenen Anwendung eine bewusste Handlung zu sein. Auch wenn die Stimme vieler Papageien nicht gerade als melodisch bezeichnet werden kann, ist es vor allem die durch die Sprache hergestellte Ähnlichkeit zu ihren Haltern, die sie für viele Menschen so faszinierend werden lässt. Neben den Menschenaffen sind Papageien die zweite Tiergattung, deren besondere Bedeutung für die Menschen darin liegt, dass sie sich in deren „Menschlichkeit“ wieder zu finden glauben; mit ihr gar „verwandt“ zu sein scheinen.<sup>1</sup> Diese Anthropologisierung der Papageien ist ein roter Faden dieses Beitrags, der die verschiedenen Perspektiven auf das Zusammenleben zwischen Menschen und Vögeln miteinander verbindet.

## 2. Die vier Körper des Papageien

### *2.1 Der imperiale Körper des Papageien – der gefiederte und sprechende Krummschnabel*

Der Herrschafts- und Repräsentationsanspruch des römischen Prinzipats wurde von den Regenten des Mittelalters und der Neuzeit in seiner Ästhetik übernommen. Papageien erhalten in diesen Epochen zwar nicht den Stellenwert etwa von Reichsinsignien, aber sie sind kostbare Geschenke oder bereichern als exotische Augenweiden den Hofstaat von mächtigen Herrschern ebenso wie von Provinzfürsten. Die Vertreter der weltlichen und geistlichen Herrschaft schätzen hierbei in gleicher Weise die repräsentative Wirkung eines farbenprächtigen Papageien. Noch kostbarer übrigens als die bunten Vögel waren bis ins späte Mittelalter weiße Papageien – die Kakadus der malaiischen Inselwelten. Der vermutlich erste Vertreter eines Gelbwangenkakadus (*Cacatua sulphurea*) in Europa war im Besitz des Stauferkaisers Friedrichs II.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vgl. zum Verhältnis des Menschen zum Menschenaffen Hans Werner Ingensiep, Mensch und Menschenaffe. Die besondere Beziehung, in: Paul Münche und Rainer Walz (Hrsg.), Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses, Paderborn, u.a. 1998, S. 429-446, hier: S. 430.

<sup>2</sup> Vgl. Strunden, Papageien einst und jetzt. Geschichtliche und kulturgeschichtliche Hintergründe der Papageienkunde, Bomlitz 1984, S. 20.

Der ornithologisch ohnehin interessierte Kaiser, Autor des Buchs *De arte venandi cum avibus* (Über die Kunst mit Vögeln zu jagen), erhielt den überaus wertvollen Vogel durch seine guten politischen Beziehungen zu den Sarazenen.

Mit der Entdeckung der neuen Welt eröffneten sich den europäischen Potentaten die Vogelwelten der Karibik, Mittel- und Südamerikas.<sup>3</sup> Die klassische historische Epochenzäsur findet jedoch keine papageiengeschichtliche Entsprechung. Der imperiale Körper des Papageien hat in seiner neuzeitlichen Erscheinung die gleichen kulturellen Zuweisungen wie in der Antike und im Mittelalter – er ist „sichtbare[s] Zeichen für die allegorische Interpretation der auf den Fürsten ausgerichteten Welt“.<sup>4</sup> Lediglich das Inventar der Papageien erweitert sich oder besser, es vergrößert sich, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes: Die schlanken und agilen Sittiche aus Indien, die den Menschen seit der Antike bekannt waren, finden in den gewaltigen Aras eine körperliche Steigerung. Der imperiale Körper der Papageien findet scheinbar in dieser Form seine endgültige kulturelle Ausprägung. Er muss jedoch keinesfalls an tatsächliche geopolitische Machtsphären gebunden sein, sondern gewinnt seine Legitimität allein durch den individuellen menschlichen Anspruch, und dies nicht nur in feudalen, sondern auch in demokratischen Gesellschaften. Ein jüngeres Zeugnis des imperialen Papageien ist auf den Fotos von Helmut Newton zu finden, der Liz Taylor mit prächtigem Schmuck aus Saphiren und Brillanten in einer verführerischen Pose in einem Pool zeigt – auf der Hand eine wertvolle Amazone (*Amazona farinosa*). Die Diva erscheint hier erneut in ihrer Rolle als Cleopatra und spielt mit den Klischees der antiken Potentatin.<sup>5</sup>

Doch Fotos des imperialen Körpers sind selten, in historischer Perspektive sind es neben der höfischen Dichtung<sup>6</sup> des Mittelalters die Luxusgegenstände oder Kunstwerke, auf denen Papageien verewigt werden: Mosaikböden, Gemälde, Wappen oder kostbare Figuren aus Bronze oder Porzellan. Die hierbei erkennbare Ästhetik dieser Quellen hat das Bild der Papageien in der abendländischen Kultur verfest-

<sup>3</sup> Obschon der einzige nordamerikanische Vertreter der Papageienfamilie, der Karolinasittich (*Conuropsis carolinensis*), noch bis ins 20. Jahrhundert existierte, spielt er in der europäischen Kultur erst kurz vor seiner Ausrottung eine Rolle – als Hutschmuck der Damen aus wohlhabenden bürgerlichen Kreisen.

<sup>4</sup> Annelore Rieke-Müller, Menagerien zwischen Privatheit und Wissenschaft vom Menschen, in: Michael Ash (Hrsg.), Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute, Köln, Weimar und Wien 2008, S. 31-51, hier: S. 32.

<sup>5</sup> Es gibt zwei Versionen des Bildes: Ein Foto, auf dem der Betrachter den Kopf der Amazone seitlich sieht (veröffentlicht in *Vanity Fair 1989*); ein Foto, auf dem die Amazone mehr nach vorne schaut und Liz Taylor den Daumen ihrer Hand stärker abwinkelt (veröffentlicht in Newtons Portrait-Band von 1985; [http://data5.blog.de/media/701/3570701\\_20f65e84b9\\_m.jpeg](http://data5.blog.de/media/701/3570701_20f65e84b9_m.jpeg) (letzter Zugriff am 1. September 2009).

<sup>6</sup> Eine Übersicht über die literarischen Zeugnisse, die sich auf Papageien beziehen, bietet Klaus Lindemann, *Der Papagei. Seine Geschichte in der Deutschen Literatur*, Bonn 1994. Für die Zeit des Mittelalters vgl. ebd. S. 11-13.

tigt. Der Körpertyp des vor allem einzeln in der Obhut von Menschen lebenden, wertvollen Papageien ist als kulturelle Konstante in allen Epochen der Menschheitsgeschichte präsent und hat sich von Europa ausgehend auf jedem Kontinent verbreitet.

## *2.2 Der bürgerliche Körper der Papageien – Fortpflanzung und naturwissenschaftliche Sensation*

Es ist offensichtlich, dass die menschliche Vorliebe, Papageien zu halten, als Indikator einer über die Jahrhunderte politisch vielfach unterbrochenen, jedoch bis in die Neuzeit fortgesetzten wirtschaftlichen und kulturellen Globalisierung gewertet werden kann, die ihren Ausgangspunkt in den antiken Gesellschaften des euro-asiatischen Raumes nahm. Die Zeugnisse dieser Globalisierungsprozesse folgen hierbei der zunehmenden Vernetzung der Handelswege und den europäischen Entdeckungsreisen. Die Kunst und die Reiseliteratur des Mittelalters kannten bereits die Sittiche und Kakadus des Ostasiatischen Festlands und der ihm vorgelagerten großen Inseln – oder zumindest die Kunde von diesen Vögeln. Die Welt dieser Papageien war in den Vorstellungen der Menschen jedoch eine gänzlich mythische und auch von Einhörnern und Affenmenschen bevölkert. In zahlreichen Wappen und Namen europäischer Adelsfamilien finden sich im Mittelalter Hinweise auf Papageien.<sup>7</sup>

Der „bürgerliche“ Körper des Papageien ist genauso wenig zeitlich an die Hochphase des Bürgertums gebunden wie der „imperiale“ Körper an die politische Existenz von Großreichen. Beide Begriffe markieren jedoch zwei Sphären der Funktionalisierung von Papageien, die ein Wissen um Tiere mit dem Wissen um die gesellschaftliche Position ihrer Halter (oder ihrer Erforscher) koppelt. Ist der imperiale Körper der Begriff, der die Vorführung und den Besitz von Papageien akzentuiert, so bezeichnet der bürgerliche Körper eine andere Praxis des Umgangs mit den Vögeln: Die Erforschung ihres Lebens und die Spiegelung der damit verbundenen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Perspektiven auf den Halter. Beide Positionen schließen sich nicht gegenseitig aus, aber die des bürgerlichen Körpers erlaubt eine gänzlich neue Form der „Verewigung“ des Menschen *im* Papageien selbst. So wie der Alexandersittich das eindrucksvollste sprachliche Symbol für den imperialen Körper des Papageien ist – indem es eine Verbindung zwischen Alexander dem Großen und dem Vogel reklamiert – so leben zahlreiche Entdecker (und ihre Mäzene) in den Namen der von ihnen entdeckten und erstmals wissenschaftlich beschriebenen Vögeln fort. Auch die Bourbonsittiche (*Psittacula eques*) oder der Vasa-

<sup>7</sup> Vgl. Strunden, S. 22.

papagei (*Coracopsis vasa*) ändern nichts daran, dass die neu entdeckten Papageienarten nicht mehr nach europäischen Dynastien oder Königen benannt werden, sondern sich ein nicht nur aus materiellem Wohlstand, sondern auch aus Forscherdrang und Intelligenz gespeistes bürgerliches Selbstbewusstsein in ihrer Nomenklatur manifestiert: Der Weber-Lori (*Trichoglossus haematodus weberi*) und die Bodinusamazone (*Amazona f. bodini*) etwa erinnern an große Zoologen, der Lear-Ara (*Anodorhynchus leari*) würdigt gar den Tierillustrator Edward Lear.

Der bürgerliche Körper des Papageien heißt jedoch nicht nur anders, er wird auch wissenschaftlicher begriffen als der imperiale. Bis in die Renaissance vertrauen die Menschen den Naturgeschichten der Antike, die sich etwa auf Aristoteles oder Plinius zurückführen lassen, und die hinsichtlich der Darstellungen von Papageien eher absurde Vorurteile kolportieren als gesichertes Wissen. Das Interesse an diesen Vögeln, das in den Städten der Neuzeit die Kultur des Bürgertums und der sich herausbildenden Naturwissenschaften beeinflusste, verweist auch auf die gesellschaftliche Funktion der Städte in der Neuzeit: Sie werden zu Zentren der kulturellen und akademischen Entwicklung. Nur in einer Umgebung, die „Natur“ schon als ästhetische Größe neben die Erscheinungsweise des Städtischen gestellt hat, kann „Exotik“ zu einem Segment des Lebensstils werden.



Abb. 1: Arakanga (gemalt von Edward Lear).

Die Entdeckungen der Neuzeit ermöglichen den Europäern eine neue Sicht auf die Lebensweise dieser Vögel, eine Lösung von jahrhundertealten Mythen – aber zugleich auch eine Demokratisierung ihrer Ausbeutung. Es entwickelt sich ein professioneller Tierhandel, durch den Papageien zu Handelswaren wie Tabak, Baumwolle oder Kaffee werden. Seltene und schöne Arten können nun nicht mehr nur in den Menagerien<sup>8</sup> oder Privatsammlungen der Reichen und Mächtigen oder in

<sup>8</sup> Einen Überblick über die Bedeutungsgeschichte und –wandlungen des Begriffs „Menagerie“ bietet Thomas Veltre, *Menageries, Metaphors, and Meanings*, in: R. J. Hoage und William A. Deiss (Hrsg.), *New*

den öffentlich zugänglichen Zoologischen Gärten betrachtet werden, die exotische Natur wird in Gestalt von Sittichen und Großpapageien für immer mehr Bürger in den Städten der alten Welt zu einem erschwinglichen Vergnügen. Doch während australische Sittiche wie der Wellensittich (*Melopsittacus undulatus*) oder Nymphensittich (*Nymphicus hollandicus*) in England schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand züchterischer Bemühungen werden und heute vielen Menschen aufgrund ihrer vielfältigen Formen kaum noch in ihrer ursprünglichen Erscheinungsweise bekannt sind, wurden und werden Großpapageien ihrem natürlichen Lebensraum entnommen und aus ihrer ursprünglichen Heimat exportiert. In Europa benötigte es das Inkrafttreten strenger Gesetze zur Eindämmung der Vogelgrippe<sup>9</sup>, um diese Praxis zu beenden. Zwar sind auch Nachzuchten der größeren Papageien in den vergangenen Jahrhunderten in Europa erfolgreich durchgeführt worden, doch erst die letzten drei Jahrzehnte lassen eine Professionalisierung in diesem Bereich erkennen. Dass es trotz der nun schon über zwei Jahrtausende andauernden Faszination, die Papageien auf Menschen ausüben, erst in jüngster Zeit zu systematischen Nachzuchten für den Handel kommt, macht deutlich, dass die Haltung dieser Vögel keineswegs so einfach ist, wie man annehmen mag.

### 2. 3 Der dysfunktionale Körper des Papageien – das Woyzeck-Syndrom

Die Nachzucht von Papageien stellt in der Gegenwart zwar in seltenen Fällen eine Maßnahme des Artenschutzes dar (etwa bei dem Programm zur Erhaltung des Spix-Aras (*Cyanopsitta spixii*)<sup>10</sup>, in den meisten Fällen jedoch dient sie allein wirtschaftlichen Zwecken. Die Gelege werden den Elternvögeln entnommen und die Eier in Inkubatoren ausgebrütet. Dann werden die Küken von Hand aufgezogen, um sie vom ersten Lebenstag an auf ein Leben in Gesellschaft von Menschen zu prägen. In diesem industriell organisierten Prozess zeigt sich jedoch nicht nur der bisherige Endpunkt der seit der Antike eingeschlagenen Haltungspraxis der Zähmung, son-

Worlds, New Animals. From Menagerie to Zoological Park in the Nineteenth Century, Baltimore und London 1996, S. 19-29. Die von mir gewählte Körpermetapher findet sich dort gespiegelt auf den Anthropomorphismus der Menagerie vgl. ebd., S. 26-27.

<sup>9</sup> Seit dem Juli 2007 ist der Import von Wildvögeln (darunter eben auch Papageien) in die Staaten der Europäischen Union unbefristet verboten.

<sup>10</sup> Das Aussterben des Spix-Aras in der Natur durch rücksichtslosen Fang ließ sich auf tragische Weise seit den 1980er Jahren nahezu in Echtzeit medial beobachten. Gleichsam unter den Augen der zoologischen Fachpresse wurden noch 1986 zwei von noch drei frei lebenden Aras illegal gefangen und nach Europa geschmuggelt, der Bestand im natürlichen Verbreitungsgebiet ist mittlerweile erloschen. Der Spix-Ara scheint nur als imperialer Körper überleben zu können, befinden sich doch 50 von 78 dieser nur noch in Gefangenschaft lebenden Art im Besitz des Scheichs Saud bin Mohamed Bin Ali Al Thani, der sich nun ihrer Nachzucht widmet (vgl. <http://awwp.alwabra.com/>).

dern paradoxerweise auch der Punkt der Eigenständigkeit der Papageien, den ich mit dem Begriff des Woyzeck-Syndroms bezeichne. Genauso wie sich Woyzeck der Erbsen-Diät und dem wissenschaftlichen Ehrgeiz des „Doctors“ entzieht, indem er durch den Mord an Marie seine bürgerliche Existenz vernichtet, so zerstören viele Papageien durch ihr Verhalten das Image und die Erwartungen, die ihre Halter mit ihnen verbinden. Wie bei Woyzeck, so benötigten die Vögel den gewaltsamen Akt, um sich aus dem für sie unerträglichen Drama der unzureichenden Haltung zu entziehen, die ihnen der Mensch oft wider besseres Wissen antut. Im Unterschied zu den seit Jahrtausenden domestizierten Hunden und Katzen flogen die Großeltern und die Eltern der heute in Gefangenschaft lebenden Papageien (und oft noch diese selbst) frei geboren durch ihr ursprüngliches Verbreitungsgebiet. Ihre physische und psychische Natur ist noch so ursprünglich, dass sie als Wildtiere bezeichnet werden müssen – und als Heimtiere schlichtweg nicht geeignet sind.

Zwei oft auch miteinander verbundene Strategien sind bei einer derartigen nicht kognitiven oder gar bewusst geplanten, sondern rein biologischen Prinzipien unterworfenen „Selbstbefreiung“ der Papageien erkennbar: Die gegen den Menschen gerichtete Gewalt, die sich in einem aggressiven Verhalten gegenüber dem Halter äußert – Beißen, Schnappen oft in Kombination mit einem monotonen, ohrenbetäubenden Dauerschreien. Papageien haben keine Stimmbänder, sondern erzeugen Laute mit der Syrinx, einem Stimmorgan in ihrer gegabelten Luftröhre. Sie können nicht heiser werden. Bei einer Lautstärke, die etwa bei Großpapageien je nach Art zwischen der eines Schweins und einer Kuh liegt, dazu möglicherweise in einer zudem unangenehmen Tonlage, ist ein Dauerschreien von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang der sicherste Weg für einen Vogel, um sich beim menschlichen Halter (und seinen Nachbarn) jegliche Sympathie zu verscherzen. Doch gerade auch die handaufgezogenen „Kuschelvögel“ aus dem Brutkasten zeigen einen besonders drastischen Wechsel ihres Verhaltens: Es gibt zwar kaum zärtlichere Vögel als Küken aus Handaufzucht, doch haben diese durch die Aufzuchtmethode jegliche Scheu vor dem Menschen abgelegt und sind – in Ermangelung arteigener Sozialisation – unfähig zu einem angemessenen Sozialverhalten gegenüber anderen Vögeln und ihrem Halter. Spätestens mit dem Eintritt der Geschlechtsreife entwickeln die meisten Papageien ein extremes antagonistisches Verhalten, das in der Natur der Verteidigung eines Reviers und der Abwehr von Futterkonkurrenten dient. In der Haltungspraxis der Großstadt gibt es für den einzeln gehaltenen Papageien nur noch einen Gegner, seinen Halter, der ihm „sein“ Revier, also die menschliche Wohnung, streitig macht. Ohne jegliche Hemmungen attackieren sie Hände und Gesicht der Menschen, oft mit bleibenden Schäden für den Halter.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Doch nicht alle handaufgezogenen Papageien erreichen überhaupt dieses Alter. Durch mangelnde Hy-

Doch Papageien richten – oft in Kombination mit der Gewalt gegen den Menschen – auch Gewalt gegen sich selbst: Sie verweigern die Futteraufnahme, verstümmeln ihre eigenen Extremitäten oder rupfen sich die Federn im Brust-, Bauch- und Rückenbereich aus, oft unter lautstarken Schmerzensäußerungen. Ein solcher Vogel, optisch einem blutenden Suppenhuhn ähnelnd, eignet sich nicht mehr als Repräsentationsobjekt, er „funktioniert“ einfach nicht mehr in der gewünschten Weise. In der Regel spüren die Halter, dass sie selbst an der Situation Schuld sind, schämen sich für den Vogel und ihr eigenes Versagen als Besitzer und verstecken ihr Tier. Eingesperrt in winzigen Käfigen, oft dauerhaft mit einem Tuch zugedeckt, nur mit dem Nötigsten an Wasser und Futter versorgt, vegetieren zahllose Papageien in den Garagen, Gartenhäusern oder abgelegenen Kellerräumen der modernen Großstädte ihrem physischen Ende entgegen. Die glücklichsten unter ihnen werden in Auffangstationen und Tierheimen abgegeben, andere werden als „stark mausernd“ zu Wucherpreisen an ahnungslose neue Halter weiterveräußert.

Das Woyzeck-Syndrom bezeichnet ein Phänomen, das erst seit einigen Jahren das Tabu des pathologischen Einzelfalls abgestreift und in zahllosen Beiträgen in einschlägigen Papageien-Foren im Internet als Massenphänomen bekannt geworden ist.<sup>12</sup> Für frühere Jahrhunderte sind mir keine Quellen bekannt, in denen ein derartiges „Nicht-Funktionieren“ eines Vogels als Problem thematisiert wurde. Das mag mit einem fehlenden Wissen über die Normalität im Verhalten und Erscheinungsbild von Papageien erklärt werden können<sup>13</sup>, die Ursache ist aber nicht zuletzt auch in der massenhaften Haltung und dem gestiegenen Anspruch an den „Gebrauchswert“ eines Heimtieres in den letzten Jahrzehnten zu sehen. Zugleich geht mit dem psychopathologischen Verhalten der Papageien eine deutliche Veränderung in der physischen Gesundheit der Vögel einher, die durch die gegenwärtigen Formen des städtischen Wohnens hervorgerufen wird. Bereits die Erfindung der Elektrizität veränderte den Schlaf-Wach-Rhythmus der Menschen und ihrer Tiere, doch die ganztags erhellten Städte werden durch abendliches und nächtliches Radiohören und Fernsehen zudem immer lauter. Die meist auf einen äquatorialen 12-Stunden-Tag ausgerichteten Lebensrhythmen der Papageien können sich an die-

giene und das Fehlen der elterlichen Kropfmilch (in der Wirkung für den Jungvogel etwa der Muttermilch für einen Säugling vergleichbar) sind bereits viele Jungvögel chronisch krank.

<sup>12</sup> Eine Abkehr von der Emotionalisierung von Großpapageien und eine Unterstützung von Artenschutzmaßnahmen sowie einer Verpartnerung von einzeln gehaltenen Vögeln zeigen etwa die Beiträge des Forums [www.amazonenwelt.de/](http://www.amazonenwelt.de/).

<sup>13</sup> Das Wissen über die normale Erscheinungsweise und die Lebensbedürfnisse exotischer Tiere musste sich in Europa erst verbreiten; vgl. die auf Umwegen erfolgende Diagnose der Erkrankung der ersten Giraffe im Zoo Schönbrunn im Jahr 1828 bei: Christa Riedl-Dorn, Hohes Tier. Die Geschichte der ersten Giraffe in Schönbrunn, Wien 2008, S. 104-106.

se Entwicklung durch Ruhepausen während des Tages einstellen, die erkennbaren zerebralen Veränderungen aufgrund einer zu hellen Schlafphase sind jedoch bereits Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschungen. Längst ist es auch nicht mehr die Papageienkrankheit, der die meisten Vögel zum Opfer fallen, sondern Zivilisationskrankheiten, die durch eine Steigerung des modernen Wohnkomforts hervorgerufen werden. Garantierten schlecht schließende Holzfenster mit einfacher Verglasung und eine Ofenheizung gleichsam automatisch ganzjährig einen konstanten Luftzug in Wohnräumen und wechselnde Temperaturen im Winter, so sorgen perfekt eingepasste Doppelglasscheiben, wärmeisolierte Fassaden und Zentralheizung für ein weitgehend gleich bleibendes und trockenes Raumklima zu jeder Jahreszeit. Das komplexe Atmungssystem der tropischen Papageien ist jedoch auf Frischluft und eine hohe Luftfeuchtigkeit angewiesen. Die Besitzer von Graupapageien, Aras und Amazonen müssen mit der Tatsache leben, dass ihre Vögel im wahrsten Sinne des Wortes von innen verpilzen, indem ihre trockenen Schleimhäute etwa den Aspergillose-Sporen keinerlei Widerstandskraft mehr entgegensetzen können. Das Nach-Luft-Schnappen und Keuchen von lebensgefährlich erkrankten Papageien ist oft schon in Zoohandlungen zu sehen. Die legendären Altersrekorde von Großpapageien sind Symptome einer urbanen Vergangenheit, in der das Leben in den Wohnungen viel unbequemer und ungemütlicher, aber aus biologischer Sicht „naturnäher“ war als heute.

#### *2.4 Der amphibische Körper der Papageien – die Abwesenheit des Menschen*

Die Städte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor allem die modernen Metropolen, bieten immer mehr exotischen Tieren ein Zuhause. Doch es sind gänzlich neue Tierarten, welche in die Heime der Menschen eingezogen sind: Reptilien, Spinnen und Insekten. Ihre Terrarien nehmen mitunter den Platz ein, der in früheren Jahrzehnten schon von den Aquarien eingenommen wurde. Sowohl die Terrarientiere als auch die Aquarientiere stehen Pate, will man sich die spezifische Qualität des in dieser Zeit neu auftretenden Papageienkörpers vergegenwärtigen. Obwohl ein Vogel ein Wesen der Luft ist, haben die Haltung von Land- wie auch Wassertieren die kulturellen Formen des Umgangs mit Papageien verändert. Das Grundprinzip dieser vielfältigen Haltungspraktiken ist der Versuch, für das Heimtier eine Lebenswelt zu schaffen, die den Menschen als abwesend voraussetzt. Hinter Glas, und damit den menschlichen Berührungen weitgehend entzogen, wird ein möglichst naturnah erscheinendes Szenario hergestellt. Motivation der Halter ist es, ihren Tieren die Möglichkeit zu einem Leben zu geben, das sich vom natürlichen Zustand nur in der Tatsache unterscheidet, in der Obhut des Menschen nicht von natürli-

chen Feinden bedroht zu sein. Künstliches Licht, Wärme, Wasser, der Rhythmus der Jahreszeiten einer tausende von Kilometern entfernten Wüste oder eines Regenwaldes – obwohl zentrale Faktoren des Ökosystems vom Menschen simuliert werden, erfolgt dies allein unter der Maßgabe, dass der Mensch nicht als Teil der tierischen Lebenswelt erscheinen soll.

Rein optisch haben die Terrarien und Aquarien durch ihre technische Ausstattung das Bewusstsein geschaffen, dass die Exotenhaltung in der Stadt nur unter einem angemessenen technologischen Aufwand für Mensch und Tier zufriedenstellend möglich ist. Zudem ist dieser Haltungsform das Konzept der sozialen Zurücknahme des Menschen immanent, da Heimtiere in Terrarien oder Aquarien in der Regel nicht auf emotionale Zuwendung von Menschen angewiesen sind. Zunehmend wird diese Einsicht auch auf die Papageienhaltung übertragen: Papageien sind dann nicht mehr als Einzelvögel Teil der menschlichen Familie, sondern leben meist paarweise oder seltener im Schwarm in Volièren mit einem Außenbereich, den die Vögel nach Belieben aufsuchen können. Der Innenbereich, meist ein Schutzhaus, bietet Menschen durch Fensterscheiben oder Klappen einen Einblick in das soziale Zusammenleben der Papageien. Fehlt die Möglichkeit einer Außenhaltung, entscheiden sich viele Halter, ein Zimmer zu räumen und ihn für ihre Papageien als Vogelzimmer mit dauerhaftem Freiflug bereitzustellen. Der Halter ist nicht mehr der primäre soziale Bezugspunkt des einsam in seinem Käfig sitzenden Einzelvogels, sondern zum Tierpfleger eines anspruchsvollen Wildtieres geworden.

### *3. Zusammenfassung und Schluss: Die Zukunft des Papageien in der Großstadt?*

Zwei Konstanten definieren das Verhältnis zwischen Menschen und Papageien, und beide basieren auf menschlichen Interessen. Zum einen das individuelle Fortschreiben eines Mythos der Besonderheit, der den Vögeln zugemessen wird: Wenn ein wohlhabender Römer seinen wertvollen Lieblingspapagei in einer Wandmalerei oder einem kostbaren Mosaikboden verewigt, so ist das in einem der zahllosen Online-Portale eingestellte Video des sprechenden und tanzenden Stubenvogels oder der in eigenen Papageienforen diskutierte erfolgreiche Zähmungsversuch das zeitgenössische Äquivalent des Besitzerstolzes. Zum anderen konnten die Papageien in allen Epochen ihrer Haltungsgeschichte zum Objekt wissenschaftlicher Betrachtungen werden, wie nicht zuletzt die zahllosen Balge in den Sammlungen europäischer Museen dokumentieren. Die doppelte Wahrnehmung von Papageien als ästhetisches und naturwissenschaftliches Phänomen ist die historische Kontinuität, die seit der Antike den Standort von Papageien in den Gesellschaften des Westens bestimmt.

Die zunehmende Urbanisierung europäischer Lebenswelten führt dazu, dass im 19. Jahrhundert die höfische Voliere verkleinert, auf Rollen montiert und in den Salon wohlhabender Bürger geschoben wird. Genau wie die ledergebundene Klassikerausgabe gehört der vermeintlich goldene (aber lediglich mit einem Überzug aus Messing versehene) Käfig mit dem sprechenden Papagei zur Kulisse der bürgerlichen Selbstinszenierungen. Die Lektüre von Reiseberichten aus der Heimat der Vögel und die Besuche des Tiergartens tragen einen dünnen Firnis wissenschaftlicher Legitimation und ästhetischer Weltläufigkeit über den nach wie vor unveränderten Kern der Papageienhaltung in den eigenen vier Wänden: Der Wunsch nach dem Besitz eines wertvollen Tieres und das Bemühen, die Lebensäußerungen des Tieres ganz auf die eigene Person auszurichten. Der hohe Preis der Vögel ließ die Einzelhaltung zur allgemeinen Praxis werden. Da man die erzwungene Fixierung der sozialen Papageien auf den Menschen als Zeichen ihrer „Liebe“ und ihres „Glücklichseins“ interpretierte, blieben alternative Handlungspraxen, etwa die Paar- und Schwarmhaltung, die Seltenheit. Der einzeln in einem viel zu kleinen Käfig lebende Papagei blieb jedoch nicht zuletzt deshalb die Norm, weil es keine alternativen kulturellen Bilder von Papageien in menschlichen Lebenswelten gibt. Es ist „der“ einzelne Papagei, nicht das Papageienpaar oder „die Papageien“, von denen in der Literatur die Rede ist; es ist der einzelne Spielgefährte der schönen Töchter, der Kamerad des jungen Mannes, der an einen Ständer gekettete Sprecher, der als „der“ Papagei in Öl auf Leinwand, in Zelluloid im Kino oder als Hochglanzfoto in Bildbänden zu finden ist. Die in diesem Zusammenhang erkennbaren absurden Projektionen sexueller Identitäten auf den Papageien und ihre Rückspiegelung auf den Halter oder die Halterin können an dieser Stelle nur angesprochen werden.<sup>14</sup>

Seit wenigen Jahren, nicht zuletzt motiviert durch das Bewusstsein der unwiederbringlichen Zerstörung der Habitate vieler Papageien durch die Abholzung der Regenwälder in Afrika, Asien und Lateinamerika sowie die Wüstenbildung in Australien, setzt sich die Erkenntnis der Schutzbedürftigkeit der wildlebenden Papageienbestände durch. Die Dichotomie, die gesellschaftliche Etablierung einer naturwissenschaftlichen neben der ästhetischen Perspektive, hat einen positiven Effekt auf die Wildbestände: Nachzuchtprogramme ermöglichen ein Überleben seltener Arten zumindest in den Vogelparks und Zoologischen Gärten. Doch die hier gewonnenen

<sup>14</sup> Papageien zeigen – bis auf ganz wenige Arten – keinerlei Geschlechtsdimorphismus. Das bedeutet, dass das Geschlecht nur per Endoskopie oder DNS-Test bestimmt werden kann. Die Halter von geschlechtsreifen Einzelvögeln sehen sich vielfach der Situation ausgesetzt, dass ihr Vogel auf ihnen masturbiert. Zahlreiche Halter anthropologisieren das Verhalten ihres Vogels auch ohne diese Erfahrung und weisen „ihm“ oder „ihr“ eine Identität als männlichem oder weiblichem Vogel zu. Diese zugewiesene sexuelle Identität übernimmt, vor allem bei geschlechtsreifen Vögeln, im Umgang mit diesem Tier oft einen ebenso hohen Stellenwert ein wie sein Sprechen.

Ergebnisse werden umgekehrt auch dazu genutzt, die Wohnzimmer der westlichen Gesellschaften mit einer ganz neuen Generation von Papageien zu bevölkern. Denn musste sich der Käufer eines Wildfangs noch auf einen langwierigen Zähmungsprozess einstellen, der keinesfalls automatisch zum „Erfolg“, also einem fügsamen und sprechenden Papageien, führte, so sind die durch Handaufzucht geprägten Vögel gleichsam maßgenau entwickelte Lebewesen. Diese Form der Haltungspraxis steigert die Funktionalisierung des „Sprechers“ noch weiter, werden Papageien doch zu einer Art lebendigem Stofftier, das allzeit bereit ist, sich nach Belieben berühren und präsentieren zu lassen.

Der amphibische Körper des Papageien zeigt, dass die Faszination des Menschen an den Vögeln vom Tier zu dem Bereich der Tier*haltung* übergegangen ist. Der Ehrgeiz, seinen Papageien möglichst optimale Lebensumstände zu bieten, verlagert den Akzent von der Wertschätzung des sprechbegabten Vogels hin zum (vermeintlich) opferbereiten Halter. Der Verzicht auf soziale Anerkennung durch den Besitz eines besonderen Tieres wird zum Anwalt des ökologischen Gewissens: Der Papagei muss sich nicht mehr wie ein kleiner Mensch verhalten, sondern er soll wieder „Natur“ werden. Diese Tierfreundlichkeit ist jedoch nur selten selbstlos, viele Halter erwarten als Gegenleistung für den Verzicht auf den imperialen Körper des Papageien nun die Dramaturgie eines Dokumentarfilms: Schmusende Paare, lautstarke Balz, erfolgreiche Nachzucht – das komplette Programm des vermeintlich natürlichen Sozialverhaltens plus eine robuste Gesundheit. Und alles das auf der Dachterrasse der Eigentumswohnung in der Großstadt. Leider ähneln Papageien nicht nur durch ihre Sprachbegabung dem Menschen – oft zeigen sie auch seine Behäbigkeit und sitzen einfach nur gern entspannt auf einem Ast. Die medial vermittelten Konzepte einer „ursprünglichen“, d.h. aus menschlicher Sicht aktionsreichen Natur sind für zahlreiche Heimtiere nur schwer zu erfüllen.

Egal wie man es betrachtet, die Haltung von Papageien hat verdeutlicht, dass Heimtiere die spezifischen Wünsche der Halter erfüllen müssen. Derzeit scheint es nur eine Alternative dazu zu geben, dass Tiere den wachsenden Ansprüchen der Menschen genügen: Der „Aibo“. Hierbei handelt es sich um einen kleinen Roboter, entwickelt als Hundeersatz für Allergiker, der ohne jegliche negative Eigenschaft, über die ein lebendes Tier verfügt (Geruch, Lärm, Zerstörung, das Absetzen von Kot und Urin), optisch in niedlicher Form einen Welpen imitiert.

Man erfährt auf interessante Weise mehr über die Grundprinzipien des Zusammenlebens von Menschen und Tieren, wenn man sich vor Augen führt, dass eine von Menschen hergestellte subjektsimulierende Maschine, die nicht schmutzt, die nicht krank werden oder sterben kann, die kein Fehlverhalten zeigt und die zudem prestigeträchtig neu und teuer ist, ebenso zum Objekt menschlicher Emotionen

werden kann wie ein echtes Tier. Für den modernen Städter, der nahezu jeden ökologisch denkbaren Mikrokosmos durch spezifische technische Mittel in seiner eigenen Wohnung kopieren kann, ist nun nicht nur die Lebensumgebung eines Organismus simulierbar, sondern er kann das „Leben“ (wenn man es so nennen mag) eines nicht-menschlichen Mitbewohners jederzeit nach Wunsch an- oder abschalten.<sup>15</sup> Die Zukunft des Heimtieres in der Stadt ist mit dem Roboter in Hundeform hinsichtlich seiner Anpassungsbereitschaft an den Menschen an seine vorläufige Grenze gestoßen – und wieder zurückgenommen worden: Die Produktion der Aibos wurde 2006 eingestellt. Es scheint etwas zu geben, was den Städter jenseits der künstlichen Perfektion am Tier in den eigenen vier Wänden interessiert. Dieser unhintergehbare Rest mag der Wunsch nach Wildnis und fehlender Kontrolle über das Leben inmitten der menschlichen Zivilisation sein.

### **Abbildungsnachweis**

**Abb. 1: Edward Lear, The Parrots, hrsg. von Francesco Solinas, Sophia Willmann und Graham Arader, Köln 2009.**

**Priv.Do. Dr. Stefan Zahlmann, Institut für Geschichte, Universität Konstanz, Stefan.Zahlmann@uni-konstanz.de**

<sup>15</sup> Hält man sich vor Augen, dass der Aibo im Jahr 2008 Gegenstand einer theologischen Dissertation war, so zeigt sich, dass die Human-Animal-Studies an nahezu alle wissenschaftliche Gebiete anschlussfähig erscheinen. Im anglo-amerikanischen sowie im skandinavischen Raum sind Themen und Kategorien der Human-Animal-Studies bereits Gegenstand schuldidaktischer Konzepte; vgl. Helena Pedersen, *The School and the Animal Other. An ethnography of human-animal relations in education*, Göteborg 2007, S. 43-52. Eine Übersicht über aktuelle Debatten im Verhältnis zwischen Menschen und Tieren bieten die Beiträge bei Münch und Walz, S. 351-457.

## **„Urban Creatures“ – Die britische Tierschutzbewegung als urbanes Phänomen**

### *Einführung*

Als sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die ersten Tierschutzvereine in Großbritannien konstituierten, galt ihr Widerstand insbesondere den Tierkämpfen und der rücksichtslosen Behandlung von Lastentieren. Beides wurde als barbarisches Relikt betrachtet, das in der zivilisierten Welt der modernen Stadt keinen Platz mehr habe. Tiere wurden zu diesem Zeitpunkt einerseits vermehrt Objekte einer romantisch verklärten Naturvorstellung, andererseits popularisierte die Haustierhaltung die emotionale Bindung zum Tier. Gerade die Metropole London fungierte als ein infrastruktureller Knotenpunkt, von dem aus über das richtige Verhältnis zur Tierwelt agitiert wurde. Londons Rolle als Zentrum der Tierschutzbewegung soll in diesem Aufsatz besonders beleuchtet werden. Die spätviktorianische Antivivisektionsbewegung vermochte von hier aus beispielsweise Diskurse über vermeintliche Gefahren der entfesselten Wissenschaften anzustoßen, deren Undurchsichtigkeiten es ans Licht zu befördern galt. Der Bewegung gelang es, auch international Debatten über den Wert des Lebens der Tiere zu beeinflussen. Im 20. Jahrhundert verschärfen die Kontroversen über Tierrechte die Konflikte zwischen ländlichen und urbanen Lebensstilen.

### *Gegen den Tiermissbrauch auf Londons Straßen*

Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts staute sich Londons Verkehr. Es war laut und die urbane Atmosphäre geprägt von einem Durcheinander von Mensch und Tier. Teil dieser Lärmkulisse waren die klagenden Laute der Kreatur. 1824 beschwerte sich Lewis Gompertz, Mitbegründer der Society for the Prevention of Cruelty to Animals (SPCA), der in diesem Jahr gegründeten weltweit ersten Tierschutzgesellschaft, über das Grauen, das ihm tagtäglich auf Londons Straßen begegnete: „The dreadful situation of the brute creation, particularly of those which have been domesticated, claims our strictest attention...“<sup>1</sup>, ließ er verlautbaren. Er nahm Bezug

<sup>1</sup> Lewis Gompertz, *Moral Inquiries on the Situation of Man and of Brutes*, London 1824, (Nachdruck: Fontwell/ Sussex 1992), S. 22.

auf die Tausende von Tieren, die Frachten und Personen transportierten oder zu den Schlachthöfen und Tiermärkten getrieben wurden. Bereits 1796 hatte sich John Lawrence in seiner Schrift *A Philosophical Treatise on Horses* über die Situation der Lasttiere ausgelassen und erste Überlegungen zu einem „ius animalum“, einem Tierrecht, angestellt.<sup>2</sup> Seine Beobachtungen spiegeln die offenkundige Situation in der Metropole wider: „The danger and inhumanity of this custom is visible to all who have eyes, and walk London streets in a slippery season. It made me shudder a thousand times to see the wretched animal, perhaps weak and half-fed, staggering under an immense load.“<sup>3</sup> Als Richard Martin, Parlamentsabgeordneter für Galway, 1821 inmitten eines Menschaufbaus Zeuge einer brutalen öffentlichen Züchtigung von Lastpferden wurde, ließ er den verantwortlichen Kutscher vor das Magistratsgericht bringen. Dort sagte Martin aus, dass er „never witnessed such barbarous treatment before in his life.“<sup>4</sup>

Es war diese Visibilität des missbräuchlichen Umgangs mit dem Tier, sei es Pferd, Rind oder Hund, die vor Karren, Wagen und Kutschen gespannt wurden, die die humanitären Geister erregte. Auch der „uneasing sound of the lash in our streets“ wurde von der Animal Friends Society beanstandet.<sup>5</sup> Wie Hilda Kean herausgestellt hat, war es dieser offenkundige Tiermissbrauch, der in London auch aufgrund einer rapide anwachsenden Bedeutung als wirtschaftliches Zentrum und Motor der Urbanisierung besonders hervorstach und das Drängen auf eine Korrektur des bisherigen Umgangs mit dem Tier antrieb.<sup>6</sup>

Da das Common Law Tiere bis dato lediglich als Sachen begriff, lief Martins Versuch der rechtlichen Ahndung ins Leere, auch wenn er darauf insistierte, dass es vor allem die moralischen Implikationen für die Menschheit seien, die er bei der fortgesetzten Praktizierung des Tiermissbrauchs fürchtete. Infolgedessen bemühte er sich um das Verbot des missbräuchlichen Umgangs mit dem (Zug-)tier. Das 1822 verabschiedete Gesetz zur Verhütung der grausamen und unziemlichen Behandlung von Großvieh sollte alle „Horses, Mares, Geldings, Mules, Asses, Oxes, Cows, Heifers, Steers, Sheep, or other Cattle“ per Geldstrafe vor Schlägen und Missbrauch schützen.<sup>7</sup> Die Verfolgung des Gesetzes übernahmen alsbald von der SPCA angeheuerte Inspektoren wie auch Mitglieder der Gruppe selbst. Späterhin monierte die SPCA zudem die unzureichende Qualität der neuen Pflasterstraßen, die bei feuch-

<sup>2</sup> John Lawrence, *A Philosophical and Practical Treatise on Horses and on the Moral Duties of Man towards the Brute Creation*, London 1796, S. 123-125.

<sup>3</sup> Ebd., S. 304.

<sup>4</sup> *The Times*, 16. Juni 1821.

<sup>5</sup> *The Animals' Friend or Progress of Humanity*, London 1833, S. 24.

<sup>6</sup> Hilda Kean, *Animal Rights, Political and Social Change in Britain since 1800*, London 1998, S. 30.

<sup>7</sup> HMSO: *An Act to Prevent the Cruel and Improper Treatment of Cattle*, 22. Juli 1822.

tem Wetter solch noble Gegenden wie Holborn Hill zu Orten des Grauens werden ließen. Fortwährend kämen dort Tiere zu Sturz, so die SPCA weiter. Sie verlangte nach entsprechender Abhilfe.<sup>8</sup> Die Horse Accident Prevention Society begrüßte die Maßnahme einiger Londoner Gemeinden, Sand auf die Fahrbahnen zu streuen, was solche Unfälle vermeiden helfen sollte.<sup>9</sup> Dass ‚alte Mähren‘ beim Abdecker ein grausames Ende eines kläglichen Lebens erwartete und hunderte Tiere wöchentlich im „Knackers Yard“ hungrig auf den sicheren Tod warteten, mobilisierte die Tierschützer/innen ebenfalls.

Nicht nur der Anblick von Zugtieren stellte für britische Tierschützer/innen einen Ansatzpunkt für Agitation dar. Vor allem die Präsenz von Schlachttieren und ihr erbärmlicher Zustand wurden früh in den Aktionshorizont der Aktivist/innen einbezogen. Gerade die sich ab den 1830er Jahren formierende vegetarische Bewegung hätte nicht agieren und existieren können ohne dass sich die öffentliche Sensibilität in Bezug auf die Schlachtung und Vorbereitung von Tieren zum menschlichen Konsum gesteigert hätte. Die neuartige städtische Kultur führte zur Transformation der Essgewohnheiten. So wurde der Vegetarismus auch als Reaktion auf das Tierleid praktiziert. Auch hier spielte die Visibilität die entscheidende Rolle, durchquerten doch 35 000 Tiere wöchentlich den öffentlichen urbanen Raum.<sup>10</sup> Viele von ihnen wurden zum Smithfield Market im Osten der Stadt getrieben. Der Zustand der Tiere und die Grausamkeit, derer man dort Zeuge wurde, aber auch die zentrale Lage des Marktes führten zu allgemeiner Ablehnung<sup>11</sup>: „It is notorious, that notwithstanding the wealth, the population, and the rapid improvements of this great metropolis perhaps there is no village or town in the British empire where such palpable inconvenience, danger, and disgust are submitted to, as in the mode in which London is supplied with animal food.“<sup>12</sup>

Doch auch die Tierschutzbewegung setzte neben den organisierten Vegetarier/innen einen Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Überzeugungsarbeit der Amoralität solcher Etablissements. Vor allem verwies sie auf die Brutalität der Menschen, die sich hier verdingen würden.<sup>13</sup> William Youatt, der als Veterinär im Dienst der

<sup>8</sup> The Times, 10. Oktober 1833.

<sup>9</sup> Kean, S. 79.

<sup>10</sup> Kean, S. 60.

<sup>11</sup> The Cattle Market. Letter to the Editor, in: The Times, 23. August 1823; Slaughter-houses and cattle markets in London, in: The Times, 22. Dezember 1827; Slaughter-houses in London. Letter to the Editor, in: The Times, 25. Juni 1827; The Establishment of Abattoirs. Letter to the Editor, 8. September 1827; Society for the Prevention of Cruelty to Animals, Observations on the Unrestrained Cruelties of Smithfield Market, Reprinted by the Society, Flugschrift, o.D..

<sup>12</sup> Slaughter-houses and cattle markets in London, in: The Times, 22. Dezember 1827.

<sup>13</sup> Association for Promoting Rational Humanity towards the Animal creation (Hrsg.), The Voice of Humanity: Observations on a few of the instances of Cruelty to Animals, against which no legislative provisi-

SPCA tätig war, machte zudem auf den langen und umständlichen Transport von Kälbern durch die Hauptstadt aufmerksam, den diese meist gefesselt und ohne ausreichend Wasser über sich ergehen lassen müssten. Dies stelle eine Grausamkeit dar, die nicht mehr zeitgemäß sei.<sup>14</sup> Doch bereits 1827 konnte die SPCA berichten, dass sich die Zustände auf den Märkten dank ihres konsequenten Einschreitens verbessert hätten.<sup>15</sup>

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde damit begonnen, Schlachthäuser aus den Stadtzentren zu entfernen, sie dem öffentlichen Blickfeld zu entziehen, insbesondere zugunsten der oberen Mittelschicht mit ihren Empfindsamkeiten.<sup>16</sup> Fleisch wurde im viktorianischen Zeitalter und auch danach weiterhin genossen, jedoch wollte niemand mehr sehen, wie Tiere zerstückelt wurden. Dies führte zu einer Industrialisierung der Schlachtmethode, bei der das Leid der Tiere mehr und mehr aus den Augen der Stadtbevölkerung verschwand. Dieser Prozess wurde von der Tierschutzbewegung nicht wirklich thematisiert. Sie befürwortete im Gegenteil zumindest im 19. Jahrhundert noch die Etablierung dieser Schlachthöfe. 1833 brachte die SPCA über den Abgeordneten Broscoe eine Petition ein, den Smithfield Market aufzulösen und ihn außerstädtisch anzusiedeln.<sup>17</sup> Man versprach sich davon einen stressfreieren Ablauf des unvermeidlichen Schlachtvorgangs für die Tiere. Ein weiterer Vorteil wäre, dass man sich so nicht mehr mit der Präsenz der barbarischen Schlachter abgeben müsse, so wurde propagiert. Gerade in den wachsenden Industriestädten wie Birmingham, wuchs die Nachfrage nach speziellen Enklaven für die Mittelschichten, räumlich getrennt von denen der Arbeiterschaft. Letztere wurde selbst mehr und mehr an die Ränder der Stadt gedrängt. Anna Kingsford, führende Tierrechtsaktivistin der viktorianischen Epoche, beklagte entsprechend die demoralisierende Wirkung, die die Präsenz von Schlachthäusern auf die Arbeiterschichten bedeute, die sich nicht dem Anblick des Tiermordes entziehen könnten.<sup>18</sup> Somit gingen mit der visuellen Marginalisierung des (leidenden) Tieres häufig auch der

on is made: Abstracts of the present Acts of Parliament available to the cause of Humanity, with full remarks on their application; and Hints on the formation and regulation of Societies for the prevention of Cruelty to Animals, 1827.

<sup>14</sup> William Youatt, *The Obligation and Extent of Humanity to Brutes, Principally Considered with Reference to the Domesticated Animals*, London 1839, Nachdruck Lewiston 2003, S. 170-183.

<sup>15</sup> Lewis Gompertz, *Address of the Society for the Prevention of Cruelty to Animals*, London 1827, S. 4.

<sup>16</sup> Zu einem entsprechenden Vorschlag siehe: *The Borough of Southwark: Reasons and observations relative to the proposed South London Market (being an extension and improvement of St. George's Market) for meat, fruit, vegetables, fish, poultry, and other provisions, with extensive abattoirs situated between the obelisk and the Elephant and Castle in the Parish of St. George the Martyr*, Southwark 1831.

<sup>17</sup> *The Times*, 7. Juni 1833.

<sup>18</sup> Anna Kingsford, *The best food for Man*, in: Anna Kingsford und Edward Maitland, *Addresses and Essays on Vegetarianism*, London 1912, Nachdruck o.D., S. 106.

Ausschluss, die Verdrängung und die Stigmatisierung gesellschaftlich marginalisierter Gruppen einher. Eine 1857 gegründete Metropolitan Drinking Fountain and Cattle Trough Foundation versprach „Free Supplies of Water for Man and Beast“ und bemühte sich gleichsam um das Wohlbefinden der Tiere wie auch um die Abstinenz von Alkohol unter der menschlichen Population Londons.<sup>19</sup> Die sozio-spatiale Exklusion sogenannter Nutztiere aus der Stadt muss somit auch als Ergebnis eines Prozesses gesehen werden, bei dem die Stadt als Produzent des urbanen Tieres in Form von Haustieren fungierte und bei dem die Trennung einer spezifisch menschlichen und einer spezifisch tierischen Sphäre manifestiert wurde.<sup>20</sup> Nutztieren wurde die rurale Welt zugedacht und auch der organisierte Tierschutz griff das Argument der Stadt als unnatürlichem Ort für das ‚liebe Vieh‘ auf.

### *Gegen rurale Festivitäten: Tierkämpfe und Tierhatzen*

England war bereits Ende des 18. Jahrhunderts neben den Niederlanden zum meist urbanisierten Land der Welt avanciert. Lebten Mitte des 18. Jahrhunderts noch rund zwei Drittel der Bevölkerung in den ländlichen Regionen, kehrte sich dieses Verhältnis zum Ende des 19. Jahrhunderts um.<sup>21</sup> Die Urbanisierung bewirkte eine klare Verschiebung kultureller Werte. Diese neuen Werte, die auch mit Einschränkungen der ‚alten Sportarten‘ und ‚robusten Festivitäten‘ wie Tierhatzen und Tierkämpfe einhergingen, können jedoch nicht ausschließlich mit Transformationsprozessen innerhalb der Stadt erklärt werden. Denn ländlicher Kultureinfluss war zuvor sowohl in den größeren Städten als auch auf dem Land präsent. Die urbane Kultur war angereichert mit ländlichen Konnotationen, da die Migration vom Land in die Städte meist unfreiwilliger Natur war. Gerade deshalb wurden bewusst kulturelle Anteile ländlicher Prägung in die Stadt getragen. Die Bear Gardens beispielsweise, Tierkampfarenen des elisabethanischen Zeitalters, waren noch bis Mitte des 17. Jahrhunderts eine der Hauptattraktionen der Londoner Bankside in Southwark.<sup>22</sup>

<sup>19</sup> Anzeige der Metropolitan Drinking Fountain and Cattle Trough Foundations in: Burke's Peerage 1879; vgl. auch John Lee, Drinking Fountains and Cattle Troughs. Letter to the Editor, in: The Times, 20. Mai 1867.

<sup>20</sup> Vgl. Chris Philo, Animal Geography and the City: Notes on Inclusions and Exclusions, in: Jennifer Wolch und Jody Emel, Animal Geographies: Place, Politics, and Identity in the Nature-Culture Borderlands, London 1998, S. 58-60.

<sup>21</sup> Peter Mathias, The First Industrial Nation, The Economic History of Britain 1700 – 1914, London u.a. 1983, S. 169-171 und S. 415-417.

<sup>22</sup> Walter Besant, South London, in: The Pall Mall Magazine, Vol. 14. Nr. 58, 1898, S. 119-121.

Tierkämpfe und Tierhatzen wurden ab den 1820er Jahren mehr und mehr zum Ziel tierschützerischer Agitation. Nachdem Martins Gesetz 1822 verabschiedet worden war, beschwerten sich die Tierschützer/innen in der *Times* über ein Bullenrennen in der New Road in Stadtteil Pentonville. Dies sei nicht nur eine Quälerei für das Tier gewesen, sondern auch eine Zumutung für die Nachbarschaft. Besonders ereiferte man sich, dass die Polizei trotz des neuen Police Acts, der Bullenrennen unter strenge Strafe stellte, nicht am Ort des Geschehens zu sehen war.<sup>23</sup> Bevor 1835 John Peases Gesetzentwurf zum Verbot von Tierkämpfen vom Parlament verabschiedet worden war, beklagte sich 1828 ein empörter Leser bei der *Times*, dass Stierkämpfe, auch wenn man dies in der Metropole nicht wahrnehme, nach wie vor auf dem Land praktiziert werden würden: „There is a village near Dudley spelt ‘Smithwick’, and I conclude that this place was the scene of the barbarian pastime above referred to, as I recently heard from a friend in Staffordshire that this horrid practice is prevailing in that neighbourhood.“<sup>24</sup>

1822 hatte das Parlament nämlich schon die Bären-, Stier- und Dachshatz sowie Hahnen- und andere Tierkämpfe in den Gaststätten Londons untersagt und allen Gaststättenbesitzern den Entzug der Schanklizenz angedroht, sollten sie sich dieser Anordnung widersetzen.<sup>25</sup> Zudem setzten sich Tierschutzvereine dafür ein, mithilfe von Spenden andere gesittetere Festivitäten zu veranstalten.<sup>26</sup> Wenn Blutsportarten trotz ihres Verbotes weiterhin stattfanden, was nachweislich der Fall war, so legte dies Zeugnis von der offensiven Verweigerung der städtischen Kulturhegemonie durch die Landbevölkerung ab. Die Durchsetzung des Verbotes konnte nur durch Zwang und eben nicht durch einen Prozess der Akkulturation vollzogen werden.<sup>27</sup> Verwiesen sei hier etwa auf den Konflikt um das Bullenrennen in Stamford zwischen 1837 und 1840, bei dem sich die seit 1836 dank der königlichen Patronage umbenannte Royal SPCA nur mit der Unterstützung paramilitärischer Einheiten und der Metropolitan Police gegen den Willen der örtlichen Bevölkerung durchzusetzen vermochte.<sup>28</sup> Dass Tierschutz als Mittel zur Oktroyierung von Klasseninteressen und zumeist gegen die Arbeiterschaft angewendet wurde, ist bereits ausführlich

<sup>23</sup> Bullock Hunting! in: *The Times*, 25. September 1822.

<sup>24</sup> Brief an *The Times*, 1. Dezember 1828. Peases Gesetz wurde 1835 als „An Act to consolidate the several Laws relating to the cruel and improper Treatment of Animals, and the Mischiefs arising from the driving of Cattle“ verabschiedet.

<sup>25</sup> *The Times*, 26. August 1822.

<sup>26</sup> Zum Beispiel wurde 1836 eine traditionelle Stierhatz und Hundekämpfe bei einem Weihfest in Norwich durch andere Wettkämpfe, wie Ruder- und Skullenrennen, Pfahlklettern und weiteren „ancient and time-honoured revels“ ersetzt (*The Times*, 21. September 1836).

<sup>27</sup> Hugh Cunningham, *Leisure in the Industrial Revolution, c.1780 – c.1880*, London 1980, S. 2.

<sup>28</sup> Stamford Bull-running, in: *The Times*, 17. November 1838; Report and Proceedings of the Annual Meeting of the Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals, 1839, S. 60.

diskutiert worden.<sup>29</sup> Dass sich hierhinter jedoch auch die bewusste Entwicklung einer urbanen Kultur verbarg, an der auch die Arbeiterklassen partizipierten, wird an der Entstehung der Vegetarian Society deutlich. Denn deren Mitglieder rekrutierten sich zum größten Teil aus den unteren Schichten der Gesellschaft.<sup>30</sup> Zudem beteiligten sich die von der Arbeiterschaft getragenen Mechanical Institutes und Working Men's Clubs aktiv an der Verbreitung tierschützerischen Gedankengutes.<sup>31</sup> So kann die sinkende Beliebtheit von Tierkämpfen auch ein Prozess gewesen sein, der relativ unabhängig von den Forderungen der Tierschützer/innen verlief. In der Auseinandersetzung um Tierkämpfe artikulierten sich also weniger Klassenantagonismen, sondern es offenbarten sich vielmehr Kontroversen um ländliche und urbane Lebensstile. Denn auch der Jagdsport sah sich zunehmend Anfeindungen ausgesetzt und auch hier wurden unter anderem Argumente gegen seine verwerflichen Begleiterscheinungen angeführt.<sup>32</sup>

Die Verdrängung der Tierkampfschauplätze rund um Westminster hatte ferner stadtpolitische Gründe. Lord William Lennox resümierte, dass sich die humanen Gefühle zum Tier geändert hätten: „splendid mansions, capacious hotels, extensive warehouses, handsome streets now occupy the site of the lowest, dirtiest and most filthy lanes, while powdered footman [...], aristocratic dames, tenant the district, formerly the resort of dog-fighters, pigeon-fanciers [...], horse chaunters and the lowest and most degraded of the prize-fighting community.“<sup>33</sup>

Ähnliche Kommentare zum verderblichen Einfluss der offenen Tierquälerei und der Präsenz des Tieres im öffentlichen Raum hatte es auch schon zum Smithfield Market gegeben.<sup>34</sup> 1835 merkte das Chambers Edinburgh Journal an, dass nun zwar die Bären- und Bullenhatz aus den Städten vertrieben worden sei, Hunde- und Hahnenkämpfe fast zum Erliegen gekommen seien und nur noch im Verborgenen von Randfiguren der Gesellschaft betrieben würden. Dennoch müsse noch viel an der

<sup>29</sup> Vgl. zum Beispiel Keith Tester, *Animals and Society: The Humanity of Animal Rights*, London u.a. 1991, S. 94-96; F.M.L. Thompson, *The Rise of Respectable Society: A Social History of Victorian Britain, 1830 – 1900*, London 1988, S. 280-282; Keith Thomas, *Man and the Natural World, Changing Attitudes in England 1500 – 1800*, London 1984, S. 143.

<sup>30</sup> Charles W. Forward, *Fifty Years of Food Reform. A History of the Vegetarian Movement in England*, London und Manchester 1897, S. 57.

<sup>31</sup> William George Armstrong, Presidential address on social matters, past, present, and future. Annual Conference of the Northern Union of Mechanics' Institutions, held at Newcastle upon Tyne, August 1883, S. 3, S. 8.

<sup>32</sup> David C. Itzkowitz, *Peculiar Privilege. A Social History of English Foxhunting 1753 – 1885*, Hassocks, Sussex 1977, S. 136.

<sup>33</sup> Lord William Lennox, Here's a sport indeed, in: *New Sporting Magazine*, Nr. 245, Mai 1861, S. 390.

<sup>34</sup> Report from the Select Committee on Smithfield Market PP 1849 XIX [242], S. 367-369, zitiert nach: Philo, 1998, S. 63-64.

Zivilisierung der Massen hinsichtlich des richtigen Umgangs mit der Tierwelt getan werden.<sup>35</sup> Diese Einschätzung teilten die Tierschützer/innen der viktorianischen Epoche.

### *Romantische Vorstellungen vom Tier*

Die ländlichen Konnotationen, die im viktorianischen London also noch bemerkbar waren, führten innerhalb der urbanen Gesellschaft mehr und mehr zur Verherrlichung von Natur als Bildnis idealisierten Lebens. Eine ständige Sehnsucht nach dem Landleben – meist romantisch verklärt – führte zu Gründungen von Naturschutzgesellschaften. Sie sollten das erhalten, was durch den Prozess der Industrialisierung bedroht war. Sobald die Zerstörung von Tieren und der Natur aus dem Blickfeld geriet - nachdem die Schlachthöfe, Tiermärkte und Tierkampfarenen aus den Stadzentren entfernt worden waren - konnten Tiere sentimentalisiert und idealisiert werden, und man konnte sie als Bestandteil des einfachen, kulturell konstruierten, natürlichen Lebens betrachten.<sup>36</sup> Die große Aufmerksamkeit, die dem Thema Tierschutz auch in der öffentlichen Presse geschenkt wurde, offenbarte auch Ängste, die mit der steigenden Industrialisierung und Urbanisierung einhergingen.<sup>37</sup> Die Hinwendung zum Naturideal lässt sich etwa an der ab 1860 zunehmenden Integration von Wildtieren in die Sphäre schützenswerter Lebewesen durch den organisierten Tierschutz erkennen. W.H. Hudson, Mitbegründer der Royal Society for the Protection of Birds, war ein herausragender Fürsprecher für die Erhaltung natürlicher Habitats. Sein *Birds in a Village* von 1893 war die erste einer ganzen Reihe von Publikationen über die endemische Vogelwelt und ein Aufruf für ihren Schutz.<sup>38</sup> Diese Schutzkonzeptionen beruhten auf einem verstärkten Biozentrismus, der auf die Veröffentlichung von Charles Darwins *Origin of Species* folgte. Natur wurde zunehmend idealisiert, natürliche Ordnung sorgte für Stabilität in einer sich rapide verändernden Gesellschaft.<sup>39</sup>

Dieses Naturinteresse spiegelte sich ebenfalls in zahllosen zoologischen und botanischen Publikationen, Illustrationen und Ausstellungen wider und manifestierte sich vor allem in der Einrichtung des Londoner Zoos 1827.<sup>40</sup> Daher spielen hier an-

<sup>35</sup> William Chambers, A Word to the Merciless, in: Chambers Edinburgh Journal, 4. April, 1835, S. 73.

<sup>36</sup> Colin Spencer, The Heretic's Feast, A History of Vegetarianism, London u.a. 1995, S. 293; vgl. auch H. Newby, Green and Pleasant Land? Social Changes in Rural England, Harmondsworth 1980.

<sup>37</sup> Diana Donald, 'Beastly Sights': the treatment of animals as a moral theme in representations of London c. 1820 – 1850, in: Art History 22:4 (1999), S. 514-544, hier: S. 516.

<sup>38</sup> W.H. Hudson, Birds in Town & Village, London 1920, S. 1.

<sup>39</sup> Russell J. Dalton, Environmental Groups in Western Europe, New Haven 1995, S. 28.

<sup>40</sup> Bob Mullan und Garry Marvin, Zoo Culture, Urbana u.a., 2. Auflage 1999, S. 109. Zoos und die Bedin-

thropozentrische Motive für Tierschutz eine wichtige Rolle. Der Erhalt der natürlichen Umwelt zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse sollte insbesondere die Politik der konservatorisch orientierten Tierschützer/innen prägen. Des Weiteren bedienten die zoologischen Parks bürgerliche Bedürfnisse mit einer angemessenen Mischung aus Bildung und Unterhaltung und brachten erhebliches Prestige für die Städte.<sup>41</sup> Während der Zugang zunächst den Mitgliedern der London Zoological Society vorbehalten war, gab es bald Bemühungen, den Londoner Zoo für die breite Öffentlichkeit und vor allem die Arbeiterklasse zu öffnen. Die Darstellung des ‚wilden‘ Tieres in der künstlichen bzw. pseudo-natürlichen Umgebung des Zoos wirkte sich so positiv aus, dass man sich von der Öffnung weitere zivilisatorische Erfolge versprach.<sup>42</sup> Auch vermochte der Zoo als Sinnbild und Repräsentant kolonialer und imperialer Stärke zu fungieren. Immerhin, so wurde hervorgehoben, befand sich ein Siebtel der Erde unter britischer Herrschaft und so würde auch deren Fauna unter der bedächtigen Hand britischer Forscher erkundet und in den Wissenshorizont der Metropole zurückgeholt werden. Dort könnte die exotische Tierwelt im Zoo und in der zoologischen Ausstellung des Britischen Museums gewürdigt werden.<sup>43</sup>

Auch Haustiere, die frei von ökonomischer Nutzung waren, gehörten zum romantisierten ‚Idyll‘ der städtischen Residenzen dazu. Obwohl Haustierhaltung an sich kein neues Phänomen war, etablierte sie sich ab dem 17. Jahrhundert, zumindest in England, als gängiges Merkmal des Mittelklassehaushalts. Speziell in der Stadt, in der Tiere mehr zum Vergnügen denn zum Nutzen gehalten wurden, vollzog sich somit eine klare Verschiebung in ihrer Betrachtung und auch Behandlung. Tiere dienten hier als Elemente „transportabler Natur“, die damit auch der Stadtbewölkerung zugänglich wurden.<sup>44</sup> Haustiere waren dadurch gekennzeichnet, dass ihnen nahezu ein Status als Familienmitglied zuerkannt wurde. Es kann nicht als Zufall gewertet werden, dass überdurchschnittlich viele Advokat/innen einer wie auch

gungen, unter denen Tiere in ihnen vegetieren mussten, wurden jedoch erst ab Ende des 19. Jahrhunderts selbst Angriffsziel tierschützerischer Kampagnen. Konkrete Kampagnen umfassten etwa die 1903 erfolgreich abgeschlossene Verhinderung der Lebendtierverfütterung an Reptilien, vgl. *Humanity*, Nr. 7, September 1895, S. 52-54 und Nr. 32, Oktober 1897, S. 77 sowie *The Humanitarian*, Vol. I, Nr. 9, November 1902, S. 69-70, Vol. I, Nr. 19, September 1903 und Henry Salt, *The Feeding of Reptiles in Captivity*, in: *The Times*, 5. und 14. September 1911.

<sup>41</sup> Lovell Reeve, *A letter to the Right Honourable the Earl of Derby on the management, character and progress of the Zoological Society of London*, London 1846, S. 18-20; vgl. auch Nigel Rothfels, *Savages and Beasts: The Birth of the modern Zoo*, Baltimore u.a. 2002, S. 34.

<sup>42</sup> *The Society for Obtaining Free Admission to National Monuments and Public Edifices Containing Works of Art, &c.: Report of the Committee*, 1842, S. 15.

<sup>43</sup> Reeve, S. 4.

<sup>44</sup> Ute Eskildsen, *Kein Recht am Bild: Das fotografierte Tier – ein Überblick*, in: Ute Eskildsen und Hans Jürgen Lechtreck, *Nützlich, süß und museal – das fotografierte Tier*, Göttingen 2005, S. 19.

immer gearteten Tierrechtsideologie hingebungsvolle Haustierhalter/innen waren. Jeremy Bentham, William Cowper und Lord Erskine oder später Frances Power Cobbe und Anna Kingsford pflegten ein enges Verhältnis zu ihren Haustieren.<sup>45</sup> Nicht ganz unberechtigt wurde ihnen entsprechend vorgehalten, nur die Tiere zu verteidigen, zu denen sich ein derart familiäres Verhältnis aufbauen ließ.<sup>46</sup>

Insbesondere Hunde stellten ab Mitte des 19. Jahrhunderts den tierischen Referenzrahmen für Schutzkonzepte dar. Sie fanden Nachklang in der Organisation von Hundeschauen und der Gründung des mittelschichtgeprägten Kennel Clubs 1873. Ab spätestens der Mitte des 19. Jahrhunderts war es ein Gemeinplatz, dass „[there is] no civilised land where the canine race is more the companion of man than in Great Britain or any other nation, which has so many valuable varieties of it.“<sup>47</sup>

Jedoch reduzierte sich diese Liebe zum Hund eben nicht auf die oberen Klassen. Sie fand auch in der Arbeiterschicht ein organisatorisches Pendant, das zwischen den Friendly Societies und Working Men's Clubs verortet werden kann: die 1891 gegründete National Canine Defense League (NCDL).

In den Propagandamaterialien der viktorianischen Antivivisektionsbewegung wurden bezeichnenderweise meist Hunde und Katzen dargestellt, die an die Gefühle ebendieser Haustierhalter/innen appellieren sollten. Doch nicht nur die Antivivisektionsbewegung, sondern auch andere Tierschützer/innen machten das urbanisierte Tier mehr und mehr zum Bezugspunkt ihrer Kampagnen<sup>48</sup> – es sollte das idealisierte und familiäre Miteinander von Mensch und Tier repräsentieren. Mitte des 19. Jahrhunderts kam schätzungsweise auf alle zehn Einwohner Londons eine Katze, während die Zahl der Hunde in die Tausende ging.<sup>49</sup> Zahlreiche Kampagnen thematisierten deshalb auch den unwürdigen Zustand der streunenden Tiere und wie mit ihnen umgegangen wurde.<sup>50</sup> Das 1860 von zwei Tierschützerinnen gegründete Battersea Dogs Home sollte des Menschen besten Freund von Londons Straßen holen und davor bewahren, als Versuchsoffer auf den Tischen der Vivisektoren zu landen. Allein 1886 wurden 40.159 Hunde aufgenommen.<sup>51</sup> Zudem machte die Bewegung, insbesondere die NCDL, gegen Maßnahmen der Stadt mobil, bestimmte

<sup>45</sup> Thomas, S. 112-114.

<sup>46</sup> Ebd., S. 112-114 und S. 199.

<sup>47</sup> George Jesse, *Researches into the History of the English Dog*, 1866, S. 206-261, zitiert nach Thomas, S. 108.

<sup>48</sup> Thompson, S. 279.

<sup>49</sup> Kean, S. 97.

<sup>50</sup> Allein im Jahr 1896 ließ das London County Council 32.000 streunende Hunde töten, vgl. Martin Daunton, *Introduction*, in: *The Cambridge Urban History of Britain*, Vol. 3, 1840 – 1950, Cambridge 2000, S. 7.

<sup>51</sup> Charles J. Colam, *The Dogs Question*, Letter to the Editor, in: *The Times*, 23. Dezember 1886.

Hunderassen und Mischlingshunde aufgrund ihrer unterstellten Anfälligkeit für Tollwut zu töten, wenn die Besitzer sich gegen eine Maulkorbpflicht wehrten.<sup>52</sup> Die Tollwut, so hatten Tierschützer/innen schon zuvor argumentiert, resultiere aus Tierkämpfen und der Praxis, die Tiere vor Zugkarren zu spannen. Diese Übel müssten beseitigt werden, nicht die Hunde.<sup>53</sup>

### *Licht in dunkle Stätten bringen*

Die urbane tierschützerische Kultur kam mit Macht und nicht zuletzt dank der propagandistischen Feldzüge der Tierschützer/innen. Ab 1832 veröffentlichte die SPCA ihre aufwendig gestalteten Jahresberichte, ein Abdruck des Gesetzes von 1835 wurde bereits in einer Auflage von 25.000 aufgelegt.<sup>54</sup> In diversen Pamphleten und anderen Publikationen wurde vor allem dazu aufgerufen, Tierschutz als Bürgerpflicht zu verstehen und Verstöße gegen bestehende Gesetze zu verfolgen.<sup>55</sup> Auch andere Tierschutzgruppen sahen in der Publikation Möglichkeiten, „...to furnish a rallying point, where the humane may register those benevolent practical suggestions which are from time to time offered for correcting the evil.“<sup>56</sup>

Dies muss insofern als relevant betrachtet werden, als die Entwicklung des Tierrechtsgedankens und vor allem seine Ausbreitung parallel mit der Erweiterung der Druckindustrie verliefen. Neben der relativen Liberalität, die England ausmachte, begünstigte ein anderer Umstand diese Form der Aufklärung: Ein ziemlich rapider ökonomischer Wandel, begleitet von bürgerlicher Selbstaufwertung, half speziell in London, dem Angelpunkt von Druckereierzeugnissen, bei deren Verbreitung. Zeugnis davon ablegen können die vielen Kaffeehäuser, Sitzungsräume und Debattiergesellschaften, Theater, Galerien usw., in denen sie auslagen. Durch verbesserte Infrastruktur wurden auch entlegene Gebiete in den Interessens- und Nachrichtenhorizont der Metropole einbezogen.

An der schieren Anzahl dessen, was in welchen Auflagen publiziert wurde, ist nachzuvollziehen, dass englischen Intellektuellen und Schreibern alles ferner lag, als von einem ‚literarischen Untergrund‘ aus wirken zu müssen. Vielmehr wurden

<sup>52</sup> John K. Walton, Mad Dogs and Englishmen: The Conflict over Rabies in late Victorian England, in: Journal of Social History, Winter 1979, S. 219-241.

<sup>53</sup> Michael McMullan, The Day the Dogs Died in London, in: The London Journal 23:1 (1998), S. 32-40, hier: S. 36-37.

<sup>54</sup> Harriet Ritvo, The Animal Estate, The English and other Creatures in the Victorian Age, Cambridge MA 1987, S. 128.

<sup>55</sup> Ritvo, S. 147.

<sup>56</sup> Association for Promoting Rational Humanity towards the Animal creation: Prospectus of the voice of humanity, London 1830, S. 1.

sie Teil einer aufkommenden Kulturindustrie mit einer immer größer werdenden Öffentlichkeit als Adressat.<sup>57</sup> Als Mitte des 19. Jahrhunderts die Stempel- und Papiersteuern aufgehoben wurden und es zudem immer kostengünstiger wurde, Materialien zu drucken, multiplizierten sich die Periodika mit tierschützerischer Ausrichtung.<sup>58</sup> Ab den 1830er Jahren setzten die meisten Tierschutzgruppen deshalb auch weniger auf staatliche Repression des Tiermissbrauchs denn auf Aufklärung und Erziehung. Ganz besonderen Gebrauch von der „powerful moral machinery of the press“<sup>59</sup> machte die viktorianische Antivivisektionsbewegung.

Vor allem die 1875 von der streitbaren Frances Power Cobbe mitbegründete Victoria Street Society for the Protection of Animals from Vivisection (VSS) versuchte, wie andere Antivivisektions- und Tierrechtsgruppen auch, das Thema der Vivisektion zum Bestandteil öffentlicher Auseinandersetzung zu machen. Dies gelang zum einen durch Aufklärung der Bevölkerung. Auf Handzetteln, in Magazinen und Pamphleten, auf großen Plakaten an öffentlichen Anschlagssäulen und bei Vorträgen thematisierte man Tierversuche und warb um Mitgliedschaft in der VSS. Zudem bemühten sich die Gruppen um guten Kontakt zur Presse und zahlreiche Periodika nahmen sich des Anliegens wohlwollend an. Essentieller Bestandteil der Kampagnenarbeit war die richtige Gestaltung des Propagandamaterials. Eines von Cobbes wichtigsten Pamphleten gegen die Vivisektion, *Light in Dark Places* (1883), beschrieb detailgenau die Abläufe der Versuche und sollte primär für die Aufklärung der Öffentlichkeit sorgen. Dort - wie auch in *Vivisection in America* von 1890<sup>60</sup> - stellte sie Apparate, Werkzeuge und Methodik der „Folterkammer der Wissenschaft“<sup>61</sup> vor. Die erstgenannte Dokumentation fand weite Verbreitung. Sie wurde ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt und diente dort agierenden Tierschützer/innen ebenfalls als Propagandamaterial. Cobbe war Mitbegründerin des *Zoophilist*, des Magazins der VSS, das ab 1881 über die Aktivitäten der Gruppe aufklärte und Antivivisektionstraktate veröffentlichte. Vivisektion war, anders als der Missbrauch von Zug- und Schlachttieren, nicht öffentlich sichtbar. So wurde sie

<sup>57</sup> Roy Porter, *Enlightenment: Britain and the Creation of the Modern World*, London u.a. 2000, S. 73.

<sup>58</sup> Brian Harrison, *Press and Pressure Group in Modern Britain*, in: Joanne Shattock und Michael Wolff, *The Victorian Periodical Press: Samplings and Soundings*, Bath 1982, S. 266-268; Jeremy Black, *The English Press 1621-1861*, Stroud 2001, S. 178-180.

<sup>59</sup> Association for Promoting Rational Humanity towards the Animal creation: *Prospectus of the voice of humanity*, London 1830, S. 3.

<sup>60</sup> Frances Power Cobbe, *Light in Dark Places*, Victoria Street Society 1883; Frances Power Cobbe und Benjamin Bryan, *Vivisection in America, How it is Taught, How it is Practised*, London 1890; Frances Power Cobbe, *Vivisection and its Two-Faced Advocates*, in: *The Contemporary Review*, Nr. 41, April 1882, S. 610-612.

<sup>61</sup> Frances Power Cobbe, *Licht an dunklen Stätten*, Hannover 1893.

mit der Tierschlachtung gleichgestellt, die noch bis zur Mitte des Jahrhunderts in den Kellern der Stadt, den „dismal dungeons“, im Verborgenen stattfand und um die ähnliche Assoziationen der Geheimhaltung vor der öffentlichen Rechtschaffenheit kursierten.<sup>62</sup> Umso mehr bedurfte es der Publikation. 81.672 Bücher, Pamphlete und Flugschriften brachte die VSS allein 1885 in Umlauf.<sup>63</sup> So war das viktorianische Zeitalter gekennzeichnet durch die Agitation gegen Tierversuche.<sup>64</sup>

London war Zentrum dieser Tierschutzbewegung. Die RSPCA konzentrierte noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ihre Bemühungen auf die Hauptstadt und arbeitete dort auch am engsten mit den Behörden in der Durchsetzung der Tierschutzgesetze zusammen.<sup>65</sup> Andernorts wehrte man sich entschieden gegen die Bevormundung aus der Stadt, die lediglich die Interessen der eigenen Bevölkerung im Sinne habe.<sup>66</sup> Welche zentrale Bedeutung London auch für die Beeinflussung öffentlicher Diskurse hatte, bewies einmal mehr die Antivivisektionsbewegung. Von siebzehn überregional aktiven Gruppen in England um 1900 hatten dreizehn ihren Sitz in der Hauptstadt.<sup>67</sup> Die 1898 von der National Anti-Vivisection Society, der Nachfolgerin der VSS, abgespaltene British Union for the Abolition of Vivisection suchte sich zunächst Bristol als neuen Hauptsitz, kehrte jedoch bereits 1904 nach London zurück. Dort setzte sie vor allem auf Massenveranstaltungen, um der Öffentlichkeit ihr Anliegen kund zu tun. Doch auch von außerhalb der Grenzen Großbritanniens erkannte man die Vorreiterrolle, die der Bewegung zukam. Der New Yorker Diplomat Henry Bergh gründete 1866 die American Society for the Prevention of Cruelty to Animals (ASPCA) in New York, nachdem er bei einem längeren Aufenthalt in London Gespräche mit Lord Harrowby, dem damaligen Generalsekretär der RSPCA, geführt hatte. Das Organisationsmodell der RSPCA diente als Blaupause; auch die ASPCA übernahm mit der Verfolgung von Tierquälern/innen zudem fortan exekutive Aufgaben. 1882 wurde die American Antivivisection Society (AAVS) von Mary Frances Lovell und Caroline Earle White ins Leben gerufen. Die beiden Aktivistinnen traten ab 1884 für die totale Abschaffung von Tierversuchen ein, inspiriert auch hier von britischen Vorbildern. Vor allem Cobbe, mit der White in Kontakt getre-

<sup>62</sup> The Voice of Humanity, Vol. 2, S. 9, o.D.

<sup>63</sup> Richard D. French, Antivivisection and Medical Sciences in Victorian Society, Princeton u.a. 1975, S. 255.

<sup>64</sup> Dazu ausführlich Mieke Roscher, Ein Königreich für Tiere, Die Geschichte der britischen Tierrechtsbewegung, Marburg 2009.

<sup>65</sup> Ritvo, S. 146-147.

<sup>66</sup> So beschwerte sich der Anwalt im Fall eines wegen eines verbotenen Hahnenkampfes in Newcastle Verurteilten, dass: „The prosecution was commenced by parties who did not reside upon the spot, who had no interest in the welfare of the inhabitants of this town“. Zitiert nach: Ritvo, S. 155.

<sup>67</sup> Stephen Coleridge, The Royal Commission on Vivisection, Evidence by the honorable Stephen Coleridge, National Anti-Vivisection Society, London 1907, S. 7-9.

ten war, stand Patin bei der Vereinsgründung. Auch in Deutschland ging die Idee, vor allem die des aktiven Tierschutzes, direkt auf die Entwicklungen in Großbritannien zurück. Der positive Verlauf dort, der teils über persönliche Begegnungen mit britischen Tierschützer/innen, teils durch deren Veröffentlichungen kommuniziert wurde, inspirierte deutsche Aktivist/innen. In das gesamte Empire trugen englische Tierschützer/innen die Botschaft ihres philanthropischen Vorhabens. Weiße Siedler gründeten ab den 1870er Jahren SPCAs in Australien und Neuseeland und schickten sich sogleich an, das englische Gesetz zu Tierschutzfragen zu implementieren. Ihnen ging es darum, dem „carefree colonial attitude towards animals“ ein Ende zu setzen.<sup>68</sup> Auch in Südafrika kam das koloniale Projekt mit englischem Tierschutz daher. 1872 wurde die erste afrikanische SPCA am Kap der Guten Hoffnung gegründet.<sup>69</sup> Tierschutz wurde zur Zivilisierungsmission par excellence.<sup>70</sup>

### *Fazit*

Die anwachsende Humanität gegenüber dem Tier, das in der Stadt lebte, arbeitete und litt, die sich in der Formierung von Tierschutzgruppen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts abzeichnete, ist ein eindeutiges Zeichen der modernen Stadtkultur. Zunächst wurden ländlich konnotierte Grausamkeiten gegenüber dem Tier aus der Stadt verbannt und durch ein verklärtes romantisertes Tierbild ersetzt. So ließ sich feststellen, dass Tierschutz mit dem Verschwinden des Nutztieres aus der Stadt einherging. Die urbane Sicht auf Tierwelt und Natur veränderte sich während des 19. Jahrhunderts. Dies geschah unter anderem dadurch, dass vermögende Städter kaum noch in Kontakt mit bestimmten Tieren traten oder treten wollten. Sie hatten kaum noch Berührung mit Geburt, Nutzung und Schlachtung der Tiere. Lediglich dem Haustier und dem ‚künstlichen‘ Wildtier im Zoo wollte man begegnen. Genauer kam es also im Rahmen der Urbanisierung und mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zu einer verstärkten Domestizierung und zu einer spezifischen Aufteilung der Sphären, denen auch Tiere zugeordnet wurden. Die Stadt wurde mithilfe der Tierschützer/innen mehr und mehr zur exklusiven Sphäre der Haustiere. Insbesondere London war hier kulturbestimmend. Dann wurden die urbanen Ideen über Tiere in den ländlichen Raum getragen, wo es zu einem Konflikt über die Bedeutungshoheit des richtigen Umgangs mit der Fauna kam. Dabei fungieren

<sup>68</sup> <http://www.rnzspca.org.nz/history>, zuletzt besucht am 30.01.2009.

<sup>69</sup> Peter Kallaway, Welfare and education in British colonial Africa during the 1930s and 1940s, in: *Paedagogica Historica* 41:3, 2006, S.337-356, hier: S. 344.

<sup>70</sup> Dorothee Brantz, *The Domestication of Empire: Human-Animal Relation at the Intersection of Civilization, Evolution, and Acclimatization in the Nineteenth Century*, in: Kete Kathleen (Hrsg.), *A Cultural History of Animals in the Age of Empire*, Oxford 2007, S. 75.

Tiere als Projektionsfläche für die Debatte ruraler Interessen in der urbanen Gesellschaft, die vor allem in den Gesetzesinitiativen zum Verbot der Fuchsjagd mit Hunden kulminierten. Diese Debatte wurde maßgeblich von britischen Tierschützer/innen mitgeführt, die nicht nur die Stadt als Ausgangspunkt ihrer Agitation wählten, sondern aktiv an der Formierung einer städtischen Kultur des Tierschutzes mitarbeiteten, die das ‚wilde‘ Tier aus dem öffentlichen Raum verbannte und durch eine zutiefst künstliche Vorstellung der Kreatur ersetzte.

**Mieke Roscher, Dr. phil., freie Sozialhistorikerin und Anglistin,  
dr.mieke.roscher@googlemail.com**

## Ambivalente Urbanimalität. Tierversuche in der Großstadt (Deutschland 1879 – 1914)

Die Tiergeschichtsschreibung schwankt gegenwärtig zwischen einer – insgesamt vorherrschenden – Geschichte der Repräsentation und einer – erst im Ansatz begriffenen – Geschichte der Produktion von Tieren. Diese widmet sich nicht nur der unterschiedlichen Darstellung von Tieren, sondern auch und vor allem der Herstellung von unterschiedlichen Tieren; sie rückt damit die Performativität von Mensch-Tier-Verhältnissen in den Blick der Forschung und fragt gezielt danach, inwiefern sich neben den Beziehungen von Menschen und Tieren auch die Tiere und Menschen selbst historisieren und problematisieren lassen.<sup>1</sup> Für das 19. und 20. Jahrhundert gerät dabei die Stadt bzw. die Großstadt ins Zentrum des Interesses.<sup>2</sup> Niemals zuvor durchstreiften und durchwirkten derartig viele und derartig verschiedene Tiere urbane Kontexte – im Fall von Deutschland vor allem seit dem Kaiserreich. Eine der aus theoretischer und methodischer Perspektive entscheidenden Fragen, die innerhalb der Tiergeschichtsschreibung derzeit kontrovers diskutiert wird, lautet an dieser Stelle: Waren diese Tiere ausschließlich Objekte oder ebenfalls Subjekte der Geschichte? Oder besser noch: Besaßen die Tiere im Raum der Stadt *agency*? Welche Tiere? Welche *agency*?<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Einen breiten Überblick bieten Linda Kalof und Brigitte Resl (Hrsg.), *A Cultural History of Animals*, 6 Bde., Oxford 2007; Silke Bellanger u. a. (Hrsg.), *Tiere – eine andere Geschichte?* Zürich 2008 (= *Traverse. Zeitschrift für Geschichte/Revue d'Histoire* 15 (2008)); Maren Möhring u. a. (Hrsg.), *Tiere im Film: Eine Menschheitsgeschichte der Moderne*, Köln u. a. 2009; Lorraine Daston und Gregg Mitman (Hrsg.), *Thinking with Animals. New Perspectives on Anthropomorphism*, New York 2005; Nigel Rothfels (Hrsg.), *Representing Animals*, Bloomington 2002.

<sup>2</sup> Chris Philo und Chris Wilbert (Hrsg.), *Animal Spaces, Beastly Places. New Geographies of Human-Animal Relations*, London u. a. 2000; Dorothee Brantz, *Die „animalische Stadt“*. Die Mensch-Tier-Beziehung in der Urbanisierungsforschung, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* H. 1 (2008), S. 86-100.

<sup>3</sup> Aus eher theoretischer Perspektive Donna Haraway, *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago 2003; dies., *When Species Meet*, Minneapolis u. a. 2008; Rainer Wiedenmann, *Tiere, Moral und Gesellschaft. Elemente und Ebenen humanimalischer Sozialität*, Wiesbaden 2009, S. 33. Vgl. ders., *Die Tiere der Gesellschaft. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen*, Konstanz 2002.

Ein Bereich, dem in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zukommt, ist der Bereich der Tierversuche. Tierversuche nahmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr zu und wurden schon bald zu einem Zentralmoment der biologischen bzw. physiologischen Forschung, die im Kaiserreich mehr und mehr an Profil und Prestige gewann. Die in den 1860er und 1870er Jahren in Deutschland eingerichteten physiologischen Forschungseinrichtungen waren dementsprechend immer auch und nicht zuletzt Tierversuchsanstalten.<sup>4</sup> An diesen ebenso unheimlichen wie heimlichen, öffentlich nicht zugänglichen Orten, so die These, verschwamm die doch scheinbar so eindeutige Unterscheidung zwischen „Nutztieren“, „Haustieren“ und zuweilen auch „Schädlingen“.<sup>5</sup>

Für den vorliegenden Beitrag ist dabei von zentralem Interesse, dass sich die Tierversuchsanstalten und die Tiere in ihnen nur im Rahmen eines zeitgleich gravierend voranschreitenden Urbanisierungsprozesses angemessen verorten lassen: „Versuchstiere“ wie Hunde und Katzen waren im Kontext eines Labors „Nutztiere“, doch waren sie keine „Nutztiere“ wie Rinder oder Schweine, da sie im Raum der Stadt im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zunehmend „Haustiere“ darstellten – sie waren und blieben in diesem Sinne ein urbanes Phänomen und produzierten bzw. provozierten schließlich ebenfalls einen urbanen Protest gegen Tierversuche: den sogenannten „Vivisektionsstreit“ um 1900. In heuristischer Perspektive soll nachstehend gezeigt werden, wie sich nicht nur die Tierversuche und die Tierversuchsanstalten, sondern auch die öffentliche Auseinandersetzung um diese sowohl auf der Ebene der Repräsentation als auch auf der Ebene der Produktion historisch perspektivieren und empirisch rekonstruieren lassen. Zumindest in Hinblick auf den nachstehend zu betrachtenden „Vivisektionsstreit“ kann dabei auf eine inzwischen befriedigende Forschungsgrundlage zurückgegriffen werden.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Vgl. beispielsweise Timothy Lenoir, *Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt a. M. 1992; Philipp Sarasin und Jakob Tanner (Hrsg.), *Physiologie und industrielle Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1998; Karl Eduard Rothschild, *Geschichte der Physiologie*, Berlin 1953.

<sup>5</sup> Zur Geschichte der „Schädlinge“ vgl. Sarah Jansen, „Schädlinge“. *Geschichte eines wissenschaftlichen und politischen Konstrukts 1840 – 1920*, Frankfurt 2003.

<sup>6</sup> Siehe bereits Hubert Bretschneider, *Der Streit um die Vivisektion im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1962; Nicolaas Rupke (Hrsg.), *Vivisection in Historical Perspective*, London u. a. 1990; Diane L. Beers, *For the Prevention of Cruelty. The History and Legacy of Animal Rights Activism in the United States*, Athens 2006. Siehe auch Pascal Eitler, *Übertragungsgefahr. Zur Emotionalisierung und Verwissenschaftlichung des Mensch-Tier-Verhältnisses im Deutschen Kaiserreich*, in: Uffa Jensen und Daniel Morat (Hrsg.), *Rationalisierungen des Gefühls. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880 – 1930*, München 2008, S. 171-187.

## 1. Der „Vivisektionsstreit“ als „Kulturkampf“. Zur Repräsentation von Mensch-Tier-Verhältnissen

Zwar waren Tierversuche bereits im 17. und 18. Jahrhundert keineswegs unumstritten, doch lässt sich im Fall von Deutschland erst für das Kaiserreich von einer öffentlichen Auseinandersetzung um den Schutz bzw. die Rechte von Tieren und einem entsprechend steigenden Maß an gesellschaftlicher Aufmerksamkeit für ein sich deutlich wandelndes Mensch-Tier-Verhältnis sprechen.<sup>7</sup> Eine kontroverse Debatte um das Pro und Contra von Tierversuchen brach nach 1879 aus, eingeläutet durch eine kurze Schrift des „Rittergutsbesitzers“ und „Afrikareisenden“ Ernst von Weber über die *Folterkammern der Wissenschaft*.<sup>8</sup> Ernst von Weber wurde wenig später erster Vorsitzender des „Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter“ und avancierte sehr bald zur omnipräsenten Referenzfigur der „Antivivisektionisten“. Diese als „radikal“ auftretende und behandelte Minderheit innerhalb der – in Deutschland um 1900 auf über einhunderttausend Mitglieder angewachsenen – Tierschutzbewegung, die den „Vivisektionsstreit“ zwischen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts prägte, kritisierte Tierversuche energisch.<sup>9</sup> Die „Antivivisektionisten“ machten die „Vivisektionsfrage“ in Deutschland zum „Tagesgespräch“. Der *Brockhaus* kennzeichnete sie vor diesem Hintergrund 1898 als eine „offene Frage der Zeit“.<sup>10</sup> In deren Zentrum stand die umstrittene Gefühlsfähigkeit von Tieren.

Für die „Antivivisektionisten“ stand die Gefühlsfähigkeit von Tieren außer Frage. Tiere würden zu Unrecht „wie gefühllose Wesen gebraucht“.<sup>11</sup> Der Unterschied zwischen Menschen und Tieren, so Christoph Schultz, einer der meist gelesenen

<sup>7</sup> Andreas-Holger Maehle, Kritik und Verteidigung des Tierversuchs. Die Anfänge der Diskussion im 17. und 18. Jahrhundert, Stuttgart 1992. In Deutschland erreichte der Tierschutz gesellschaftliche Bedeutung, als nach Mitte des 19. Jahrhunderts in fast jeder größeren Stadt Tierschutzvereine entstanden und sich im Kaiserreich eine Tierschutzbewegung konstituierte und etablierte, die Ende des 19. Jahrhunderts knapp 100.000 Mitglieder besaß. Siehe vor allem Miriam Zerbel, Tierschutz im Kaiserreich. Ein Beitrag zur Geschichte des Vereinswesens, Frankfurt 1993.

<sup>8</sup> Ernst von Weber, Die Folterkammern der Wissenschaft. Eine Sammlung von Thatsachen für das Laienpublikum, Berlin und Leipzig 1879. Das Buch erlebte in zwei Jahren acht Auflagen und wurde in acht Sprachen übersetzt.

<sup>9</sup> Zerbel, Tierschutz im Kaiserreich, S. 82-84 und 105-107; Bretschneider, Der Streit, S. 60-62; Andreas-Holger Maehle, Organisierte Tierversuchsgegner. Gründe und Grenzen ihrer gesellschaftlichen Wirkung 1879 – 1933, in: Martin Dinges (Hrsg.), Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (1870 – 1933), Stuttgart 1996, S. 109-126, S. 111 und 116.

<sup>10</sup> Bretschneider, Der Streit, S. 40-42 und S. 100; Maehle, Tierversuchsgegner, S. 110; Brockhaus 14. Auflage, Leipzig 1898, Bd. 16, S. 365 u. Bd. 15, S. 844.

<sup>11</sup> Christoph Schultz, Ein Vivisector auf dem Sectionstisch, Berlin 1880, S. 27; ders., Ein Beitrag zur Vivisektionsfrage, Berlin 1881, S. 19.

Tierversuchsgegner im Kaiserreich, sei „lange nicht so groß, wie die öffentliche Meinung wohl anzunehmen pflegt. Er besteht nur in der uns verliehenen Vernunft; in allen anderen Punkten ist das Thier seinem inneren Wesen nach ganz dasselbe, was wir sind.“<sup>12</sup> Diese Form der aufgeweichten bzw. verblässenden Mensch-Tier-Unterscheidung nahm immer wieder und sehr gerne Bezug auf Arthur Schopenhauer, den „Wegbereiter der Lebensphilosophie“, der bereits gegen Mitte des 19. Jahrhunderts eine „augenfällige Verwandtschaft des Menschen wie im Allgemeinen mit der ganzen Natur, so zunächst und zumeist mit der thierischen“ behauptet hatte.<sup>13</sup> Neben Arthur Schopenhauer habe schließlich auch Charles Darwin „die wesentliche Identität zwischen Thier und Mensch zur Evidenz erwiesen“.<sup>14</sup> Menschen und Tiere unterschieden sich dementsprechend vor allem durch die Vernunft voneinander – durch das Denken, nicht durch das Fühlen. Die „Antivivisektionisten“ gilt es an dieser Stelle im Zusammenhang einer weitaus umfassenderen und stetig anwachsenden Emotionalisierung bzw. Familialisierung von Tieren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu begreifen und zu befragen – vor allem im Fall von Hunden und Katzen.<sup>15</sup>

Doch der „Vivisektionsstreit“ um 1900 drehte sich nicht allein um die Gefühlsmöglichkeit von Tieren, sondern auch und letztlich vorrangig um die von Menschen. So warfen die Tierschützer den „Vivisektoren“ ununterbrochen vor, dass sie in ihrer Gefühllosigkeit zu einer ernsthaften Gefahr nicht nur für Tiere, sondern letztlich auch für Menschen würden. Man stellte die vermeintliche „Gefühls- und Mitleidslosigkeit“ zahlreicher Physiologen an den Pranger und klagte: „Wird ein Arzt, der gleichgültig einen Hund langsam zerschneiden und zersägen kann, wohl mitfühlend dem menschlichen Leiden gegenüberstehen?“ Dementsprechend warnte man vor den „demoralisierenden Folgen“ der Vivisektion, „welche sich auf Alle, die mit

<sup>12</sup> Schultz, Ein Beitrag, S. 10f. Vgl. nur Friedrich Jaskowski, Philosophie des Vegetarismus, Berlin 1912, S. 136f.

<sup>13</sup> Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, Bd. 2, in: ders., Werke in fünf Bänden, hrsg. von Ludger Lütkehaus, Bd. 5, Zürich 1988, S. 329-331. Siehe auch Victor Gütlaff, Schopenhauer über die Tiere und den Tierschutz, Berlin 1879, S. 69-71. Vgl. nur Ferdinand Fellmann, Lebensphilosophie. Elemente einer Theorie der Selbsterfahrung, Reinbek 1993, S. 35-37; Karl Albert, Lebensphilosophie, München 1995, S. 30-32.

<sup>14</sup> Gütlaff, S. 8; Ernst Grysanowski, Gesammelte antivivisektionistische Schriften, Münster 1897, S. 65f. und S. 400-410. Vgl. Zerbel, Tierschutz im Kaiserreich, S. 51; dies., Tierschutz und Antivivisektion, in: Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hrsg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880 – 1933, Wuppertal 1998, S. 3-46, S. 37. Siehe auch August Leiner, Der Vegetarismus im Kampfe mit der Wissenschaft, München und Leipzig 1886, S. 162-163.

<sup>15</sup> Vgl. nur Jutta Buchner, Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tiervverständnisses im 19. Jahrhundert, Münster u. a. 1996; Kathleen Kete, The Beast in the Boudoir. Petkeeping in Nineteenth-Century Paris, Berkeley u. a. 1994.

ihr in Berührung kommen, erstrecken und von diesen wiederum auf Andere übertragen werden.“<sup>16</sup> Für die „Antivivisektionisten“ war die „Vivisektionsfrage“ daher „in erster Linie eine eminent ethische Frage“.<sup>17</sup> Unermüdlich polemisierten und agitierten die Tierschützer gegen die „Fanatiker der Wissenschaft“ und die „grauenhaften Vorgänge“ innerhalb der Versuchsanstalten.<sup>18</sup> Die „freie Forschung“ wurde als „blutdürstende Göttin“ und das Labor als deren „blutbespritzter Altar“ beschrieben und gefürchtet. Man warnte eindringlich vor der „totalen Herzensverhärtung“ und dem „bestialischen Blutdurst“ der „Vivisektoren“, prognostizierte und phantasierte: „Ein solcher Mensch wäre im Stande, seine nächsten Mitmenschen zu viviseciren.“<sup>19</sup>

Zu konstatieren gilt es in diesem Kontext eine signifikant zunehmende Moralisierung bzw. Politisierung von Mensch-Tier-Verhältnissen am Ende des 19. Jahrhunderts. Ernst von Weber brachte die Kritik der Tierversuchsgegner auf den Punkt, als er mahnte: „Die Freiheit der Wissenschaft muß ihre Grenzen haben überall da, wo sie mit einem unbedingt höheren Principe, dem Moralprincipe, feindlich zusammenstößt.“ In eben diesem Sinne galt „die Frage der Vivisektion [als] eine Frage der Weltanschauung, also nicht nur [als] eine des Wissens, sondern auch [als] eine des Gewissens.“<sup>20</sup> Die traditionelle Differenzierung von Experten und Laien gezielt überschreitend, verkündete man selbstbewusst: „Vom Standpunkte der Moral ist jeder berechtigt, über die Vivisection seine Ansicht kundzutun [...] Sittlichkeit und Moral stehen über der Wissenschaft.“<sup>21</sup>

Die „Antivivisektionisten“ griffen auch an dieser Stelle auf Deutungsmuster zurück, die im Umfeld der Lebensphilosophie und der Lebensreformbewegung zu verorten sind.<sup>22</sup> Der „Vivisektionsstreit“ kreiste sowohl um divergierende Moralstandards als auch um divergierende Medizinkonzepte. Zu Recht charakterisiert Hubert

<sup>16</sup> Weber, Die Folterkammern, S. 4f.; Schultz, Ein Vivisector, S. 11.

<sup>17</sup> Gützlaff, S. 4-5; Weber, Die Folterkammern, S. 30f. Siehe auch: Ernst von Weber, An die Leser dieser Schrift, in: Lawson Tait, Die Nutzlosigkeit der Thier-Vivisection als wissenschaftlicher Forschungsmethode, Dresden 1883, S. 31; Bernhard Förster, Die Frage der Vivisektion im Deutschen Reichstage. Ein Stück Kulturkampf, Bayreuth 1882, S. 3.

<sup>18</sup> Schultz, Ein Beitrag, S. 8f.; ders., Ein Vivisector, S. 15; Weber, Die Folterkammern, S. 9; Bernhard Förster, Die Frage der Vivisektion im Deutschen Reichstage. Ein Stück Kulturkampf, Bayreuth 1882, S. 6.

<sup>19</sup> Schultz, Ein Beitrag, S. 21 und 50; ders., Ein Vivisector, S. 16 und 12-13.; Förster, Die Frage, S. 4-6.

<sup>20</sup> Weber, Die Folterkammern, S. 6; Paul Förster, Die Vivisektion, die wissenschaftliche Tierfolter, München 1913, S. 1.

<sup>21</sup> Schultz, Ein Beitrag, S. 8-9; ders., Ein Vivisector, S. 15 und 32; Weber, Die Folterkammern, S. 5.

<sup>22</sup> Einen breiten Überblick bieten Kai Buchholz u.a. (Hrsg.), Die Lebensreform, Bd. 1, Darmstadt 2001; Maren Möhring, Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890 – 1930), Köln 2004; Bernd Wedemeyer-Kolwe, „Der neue Mensch“. Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg 2004.

Bretschneider ihn auch als ein „Gelegenheitsgefecht“ innerhalb der sich im Kaiserreich weiter zuspitzenden Auseinandersetzung zwischen sogenannter Schul- und Alternativmedizin.<sup>23</sup>

Während Gefühle im Fall von – vermeintlich oder tatsächlich – „höheren“ Tieren wie Hunden und Katzen innerhalb der weltweit verknüpften *scientific community* der Physiologen vereinzelt durchaus verhandelt und in Hinblick auf Versuchsanordnungen und Unterbringungsmöglichkeiten von Tieren mitunter sehr wohl berücksichtigt wurden, galten sogenannte „niedere“ Tiere wie Amphibien und Reptilien als vollauf unfähig, Emotionen zu empfinden oder auszudrücken. Statt von Emotionen sprach man an dieser Stelle von „maschinenmäßigen Reflexen“.<sup>24</sup> Den meisten Tieren mangle es an dem „Bewusstsein [...] mit welchem Menschen derartige Leiden erdulden“. Die Tierschützer wurden bezüglich ihrer grundlegenden Ablehnung von Tierversuchen als „ihre Gedanken und Empfindungen auf das Thier übertragende Menschen“ charakterisiert und kritisiert, die vom „Mitleid verführt [würden], ihre eigene Empfindung auch den Thieren unterzulegen.“<sup>25</sup> Tatsächlich würden die Schmerzen, die „Versuchstiere“ gegebenenfalls erfahren, erheblich überschätzt. Es stelle sich die Frage, ob man „überhaupt ein Mittel [besitze], den Grad des Schmerzes zu beurtheilen, welchen ein Thier bei einer Operation empfindet?“<sup>26</sup>

Die „Versuchstiere“ wurden im Kontext des Labors zu Experimentalobjekten, deren Gefühlsfähigkeit es, wenn überhaupt, dann vorrangig mit Blick auf die Übertragbarkeit von Versuchsergebnissen zu berücksichtigen gelte.<sup>27</sup> Speziell an die Adresse der „Antivivisektionisten“ hieß es: „Die Größe eines Thieres und das Wohlgefallen, das wir an ihm finden, beeinflussen wesentlich unsere Vorstellung vom etwaigen Leiden desselben“. Für die „zarte Seele“ der Tierschützer zeigte man vor

<sup>23</sup> Vgl. Bretschneider, *Der Streit*, S. 95; Maehle, *Tierversuchsgegner*, S. 116-118; Zerbel, *Tierschutz im Kaiserreich*, S. 109f. Vgl. nur Claudia Huerkamp, *Medizinische Lebensreform im späten 19. Jahrhundert. Die Naturheilbewegung in Deutschland als Protest gegen die naturwissenschaftliche Universitätsmedizin*, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 73 (1986), S. 158-182; Cornelia Regin, *Zwischen Angriff und Abwehr: Die Naturheilbewegung als medizinkritische Öffentlichkeit im Deutschen Kaiserreich*, in: Martin Dinges (Hrsg.), *Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (1870 – 1933)*, Stuttgart 1996, S. 39-58. Siehe auch Robert Jütte, *Geschichte der Alternativen Medizin*, München 1996.

<sup>24</sup> Ludimar Hermann, *Die Vivisectionsfrage für das grössere Publicum beleuchtet*, Leipzig 1877, S. 19-21.

<sup>25</sup> Wilhelm Jensen, *Über die Vivisektion, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner*, Stuttgart 1881, S. 7; Hermann, *Die Vivisectionsfrage*, S. 19.

<sup>26</sup> Hermann, *Die Vivisectionsfrage*, S. 18f.

<sup>27</sup> Vgl. nur Otniel Dror, *Affekte des Experiments. Die emotionale Wende in der angloamerikanischen Physiologie (1900 – 1940)*, in: Henning Schmidgen u. a. (Hrsg.), *Kultur im Experiment*, Berlin 2004, S. 338-372; Daniel Todes, *Pawlows Physiologie-Fabrik*, in: ebd., S. 215-269.

allem Unverständnis oder lediglich Spott.<sup>28</sup> In den Augen der in die öffentliche Auseinandersetzung eingreifenden Physiologen war die Kritik an Tierversuchen im Namen eines vermeintlich allumfassenden Mitleids schlicht weltfremd. Die Publikationen der „Antivivisektionisten“ wurden als „krankhafte Gefühlsduselei“ und „aufgeblasene Arroganz“ gebrandmarkt. Rhetorisch stellte man die Frage: „Die Forschung soll Halt machen vor derartiger hysterischer Idiosyncrasie“?<sup>29</sup>

Nicht nur eine Emotionalisierung, auch eine Moralisierung bzw. Politisierung des Mensch-Tier-Verhältnisses wurde in diesem Zusammenhang hartnäckig zurückgewiesen: „In den gegenseitigen Beziehungen der Menschen mögen die Moralgesetze jeder Brust eingepflanzt sein; nicht so in unsrem Verhalten gegen Thiere.“ Die Vivisektion hingegen sei „ein unentbehrliches Forschungsmittel für unsere Wissenschaft“ und man halte solange an Tierversuchen fest, „bis die Humanaster uns zeigen, wie sie wissenschaftliche Entdeckungen aus der Tiefe ihres Gemüts schöpfen“.<sup>30</sup>

Wörtlich und gezielt wurde die kontroverse Debatte um das Für und Wider von Tierversuchen im Kaiserreich in diesem Zusammenhang als „Kulturkampf“ bezeichnet.<sup>31</sup> Dieser kreiste allerdings nicht um Konfessionskonflikte, sondern um unterschiedliche Wissenschaftsstandards, Medizinkonzepte, Heilungsmethoden und nicht zuletzt um andersartige Mensch-Tier-Unterscheidungen. Auch Ludimar Hermann, einer der bedeutendsten Physiologen gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sah einen solchen „Kulturkampf“ heraufziehen, als er mahnte, „die Wissenschaft [sei] auf die Anklagebank verwiesen“, nunmehr gehe es schlicht um „das Recht der Wissenschaft“ selbst.<sup>32</sup>

## *2. Urbane Experimente und „künstliche Tiere“. Zur Produktion von Mensch-Tier-Verhältnissen*

Viel zu wenig Beachtung erfährt bislang, dass dieser „Kulturkampf“ ein genuin urbanes Phänomen bzw. Problem darstellte und behandelte. Nicht nur die Mitglieder-

<sup>28</sup> Jensen, Über die Vivisektion, S. 8; Hermann, Die Vivisectionsfrage, S. 48; Alexander Schmidt, Zur Vivisectionsfrage. Vier offene Briefe, Dorpat 1881, S. 25.

<sup>29</sup> Jensen, Über die Vivisektion, S. 25; Goltz, Wider die Humanaster, S. 15 und 1; Hermann, Die Vivisectionsfrage, S. 16-17; Friedrich Goltz, Wider die Humanaster! Rechtfertigung eines Vivisektors, Straßburg 1883, S. 8 und 11.

<sup>30</sup> Hermann, Die Vivisectionsfrage, S. 18; Goltz, Wider die Humanaster, S. 19 und 26-28.

<sup>31</sup> Schultz, Ein Vivisektor, S. 10. Vgl. nur Bernhard Förster, Die Frage der Vivisektion im Deutschen Reichstage. Ein Stück Kulturkampf, Bayreuth 1882.

<sup>32</sup> Hermann, Die Vivisectionsfrage, S. 4.

struktur der Tierschutzvereine war insgesamt eine städtische.<sup>33</sup> Auch die „Vivisektoren“ und deren mehr oder weniger bekannt gewordenen Forschungseinrichtungen lassen sich *grosso modo* in einem ausgesprochen urbanen Kontext verorten. Die beiden vermutlich bedeutendsten physiologischen Forschungseinrichtungen in Deutschland entstanden 1869 in Leipzig unter Carl Ludwig und 1877 in Berlin unter Emil Du Bois-Reymond – nur zwei Jahre vor dem Erscheinen der *Folterkammern der Wissenschaft*. Die Tierversuche, gegen die oder für die innerhalb des „Vivisektionsstreits“ Partei ergriffen wurde, waren urbane Experimente, mannigfach eingebettet in eine städtische bzw. großstädtische Forschungslandschaft mit jeweils ganz eigenen Anforderungen an die architektonische oder akademische Organisation und Distribution der Forschungstätigkeit, wie neuere Arbeiten auf dem Gebiet der Wissenschaftsgeschichte inzwischen überzeugend verdeutlichen.<sup>34</sup>

Vor allem aber, so die These, lassen sich die Tiere, die von Beginn an im Mittelpunkt des „Vivisektionsstreits“ standen, nämlich vorrangig Hunde und Katzen, erst im Rahmen eines einschneidenden Urbanisierungsprozesses zwischen Mitte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts angemessen untersuchen. Hunde und Katzen waren nicht nur „Versuchstiere“, sie wurden in diesem Zeitraum und Zusammenhang vielmehr immer häufiger zu „Haustieren“ – vor allem innerhalb des städtischen Bürgertums.<sup>35</sup> Hunde und Katzen waren in diesem Sinne städtische Tiere. Ihre Animalität war eine urbane Animalität – ambivalent zwischen Labor und Familie oszillierend (Abb. 1, nächste Seite).

<sup>33</sup> Eine entsprechende Sozialstrukturanalyse bietet neben Zerbel, Tierschutz im Kaiserreich, auch Eva Barlösius, *Naturgemäße Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende*, Frankfurt a. M. 1997.

<sup>34</sup> Siehe zum Beispiel Sven Dierig, *Wissenschaft in der Maschinenstadt. Emil Du Bois-Reymond und seine Laboratorien in Berlin*, Göttingen 2006. Vgl. ders. u. a. (Hrsg.), *Science and the City*, Chicago 2003.

<sup>35</sup> Vgl. nur Buchner, *Kultur mit Tieren*; Kete, *The Beast in the Boudoir*. Siehe auch Miriam Gebhardt, *Die Katze als Kind, Ehemann und Mutter? Zur Geschichte einer therapeutischen Beziehung im 20. Jahrhundert*, in: Clemens Wischermann (Hrsg.), *Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen*, Konstanz 2007, S. 237-248.

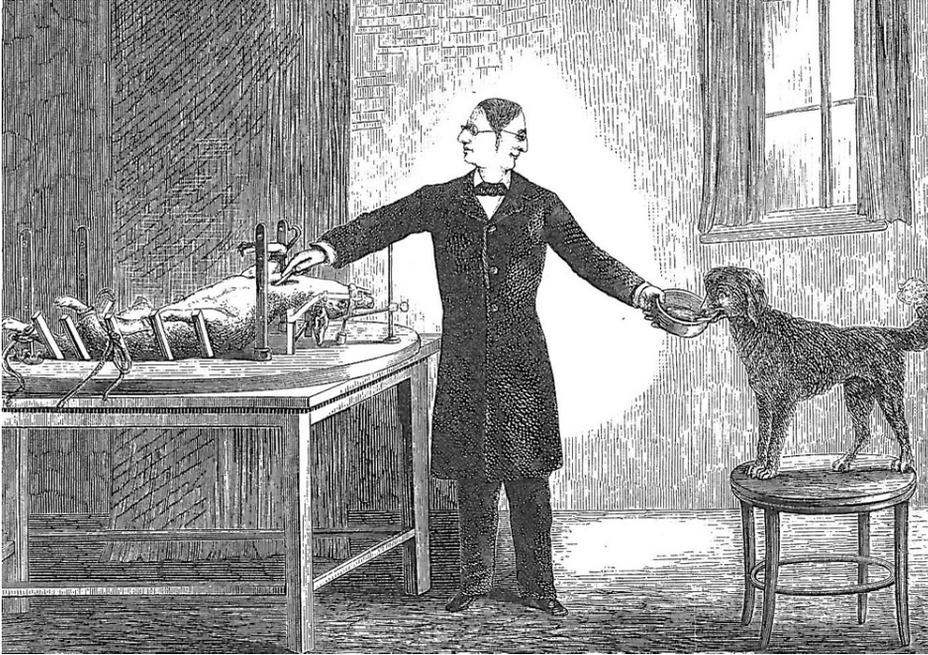


Abb. 1: Ambivalente Urbanimalität - der "Vivisektor" zwischen "Nutztier" und "Haustier"

Vor eben diesem Hintergrund spricht der vorliegende Beitrag von einer ambivalenten Urbanimalität, die der Geschichte der Tierversuche im Kaiserreich eine neuartige Bedeutung und historische Relevanz verlieh.<sup>36</sup> Weniger die Frage der Repräsentation als die Frage der Produktion von Mensch-Tier-Verhältnissen steht dabei im Zentrum des Interesses. Nicht nur „Zootiere“, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts – im Zuge einer ebenso umfassenden wie einschneidenden Orientalisierung des Zoos<sup>37</sup> – immer öfter in „ägyptischen“ Tempeln oder „indischen“ Pagoden untergebracht und ausgestellt wurden, auch „Versuchstiere“ lassen sich im Anschluss an Christina Wessely als „künstliche Tiere“ begreifen und beschreiben, konstitutiv ver-

<sup>36</sup> Siehe auch Pascal Eitler, In tierischer Gesellschaft. Ein Literaturbericht zum Mensch-Tier-Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Neue Politische Literatur* 54 (2009) – im Druck.

<sup>37</sup> Siehe lediglich Nigel Rothfels, *Savages and Beasts. The Birth of the Modern Zoo*, Baltimore 2002; Lothar Dittrich und Annelore Rieke-Müller, *Der Löwe brüllt nebenan. Die Gründung Zoologischer Gärten im deutschsprachigen Raum 1833 – 1869*, Köln u. a. 1998.

strickt in familiäre Privatsphären und bürgerliche Gefühlswelten, technische Apparaturen und wissenschaftliche Erkenntnisweisen, die sich im einen wie im anderen Fall nur im Rahmen eines omnipräsenten Urbanisierungsprozesses verstehen lassen.<sup>38</sup>

Die Schriften der „Antivivisektionisten“ thematisierten und dokumentierten von dieser Warte aus, so die These, nicht allein unterschiedliche Wissenschaftsbilder und konkurrierende Moralstandards, sie prozessierten und eskortierten ebenfalls eine Emotionalisierung bzw. Familialisierung bestimmter Tiere. Der „Vivisektionsstreit“ offenbart, wie sehr Katzen und vor allem Hunde gegen Ende des 19. Jahrhunderts bereits zu „Haustieren“ avanciert waren, während Hunde als „Lasttiere“ allmählich aus dem Stadtraum verschwanden. Nicht nur das *dog stealing*, das Ende des 19. Jahrhunderts in England mehr und mehr an gesellschaftlicher Aufmerksamkeit gewann, sondern auch Tierversuche an denkbaren oder tatsächlichen „Haustieren“ zeugten davon, wie instabil und fragil der „private space of the domestic hearth“ war, den „Haustiere“ innerhalb des Stadtraums und vor allem innerhalb des städtischen Bürgertums gleichermaßen repräsentierten wie produzierten.<sup>39</sup> Indem diese Tiere innerhalb des „Vivisektionsstreits“ vorrangig oder ausschließlich als „Opfer“ bzw. Experimentalobjekte konstruiert und repräsentiert wurden, wurden sie unter der Hand ebenfalls als „Haustiere“ und Familiensubjekte konstituiert bzw. produziert – *ex negativo*. Vor eben diesem Hintergrund wurde betont: „In den Folterkammern der Wissenschaft wird schon so mancher verschwundener Liebling der Familie ein gräßliches Ende gefunden haben.“<sup>40</sup> Es waren fast immer Experimente – urbane Experimente – an „Haustieren“ wie Hunden und Katzen, die im Zentrum der Kritik der „Antivivisektionisten“ standen.

Kaum einer der Tierversuchsgegner verfügte allerdings über unmittelbare Einsicht in die Forschungstätigkeit eines Physiologen oder Mediziners, in die Funktion eines Labors und die Durchführung eines Tierversuchs. Eine Tierversuchsanstalt war in diesem Sinne nicht nur ein unheimlicher, sondern auch ein heimlicher, öffentlich nicht zugänglicher Ort in der Stadt. Die pausenlos bemühten *Folterkammern der Wissenschaft* kannten die „Antivivisektionisten“ lediglich aus zweiter oder dritter Hand, über Tierversuche erfuhren die Tierschützer in der Regel allenfalls aus der Publikationspraxis von Physiologen oder Medizinern. Ernst von Weber selbst begriff seine „Sammlung von Thatsachen“ in diesem Zusammenhang als eine

<sup>38</sup> Christina Wessely, *Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne*, Berlin 2008.

<sup>39</sup> Philip Howell, *Flush and the Banditti. Dog-Stealing in Victorian London*, in: Philo und Wilbert (Hrsg.) *Animal Spaces, Beastly Places*, S. 35-55, S. 51.

<sup>40</sup> Hermann Stenz, *Die Vivisektion in ihrer wahren Gestalt. Unwiderlegliche Thatsachen aus der Fachliteratur*, Berlin 1899, S. 32.

„Antwort“ auf die Darstellungen und Schlussfolgerungen der „Vivisektoren“.<sup>41</sup> Die ausführliche Beschreibung der Tierversuche war daher von entscheidender Bedeutung für die wechselseitige Unterweisung der Tierversuchsgegner.

Hervorgehoben wurde dementsprechend der gezielte und häufige Einsatz von Bildern – Zeichnungen oder auch Holzschnitten – von „grausamen“ und „sinnlosen“ Experimenten und die entsprechende Zurschaustellung der „Vivisektoren“, der Versuchsobjekte und der Versuchsinstrumente (Abb. 2). Der Mitleid erzeugenden Wirkung dieser Bilder könnten sich insbesondere Frauen und Kinder nur schwer entziehen.<sup>42</sup> Ernst von Weber hat diesbezüglich in strategischer Perspektive von Anfang an gefordert und vorgeführt, dass und wie Bilder die Agitation begleiten und die Argumentation bestärken sollten und könnten. Wichtig war dabei eine ausreichende Erläuterung dessen, was auf den Bildern zu sehen war bzw. zu sehen sein sollte.

Nicht zufällig waren es in erster Linie Zeichnungen oder Holzschnitte von „Haustieren“ wie Hunden und Katzen, welche die Monografien und Broschüren der Tierversuchsgegner stereotyp illustrierten. Es handelte sich einerseits um Bilder von Tierversuchen, die angeblich den Veröffentlichungen der „Vivisektoren“ entnommen wurden – tatsächlich wurden viele dieser Bilder im Verlauf der Zeit den Monografien und Broschüren anderer „Antivivisektionisten“ entnommen und immer wieder reproduziert. Diese Bilder sollten der „Hölle der Tiere“ ein Abscheu und Mitleid erregendes Gesicht geben.<sup>43</sup> Andererseits waren es Bilder von Hunden und Katzen, die der Familialisierung bzw. Emotionalisierung bestimmter „Versuchstiere“ an Gewicht verleihen sollten – Bil-

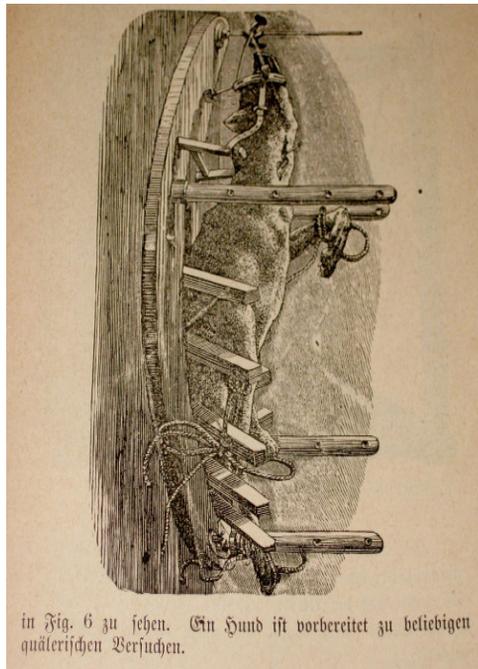


Abb. 2: Ein unheimlicher und heimlicher Ort - der vermeintliche Einblick ins Labor

<sup>41</sup> Weber, Die Folterkammern, S. 4-5.

<sup>42</sup> Ebd., S. 64-65, 71, 33 und 36. Siehe auch Carola Sachse, Von Männern, Frauen und Hunden. Der Streit um die Vivisektion im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: Feministische Studien 24 (2006), S. 9-28; Dolf Sternberger, Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1974, S. 77-79.

<sup>43</sup> Eduard Berdoe, Katechismus der Vivisektion, Dresden 1906, S. 90.

der von einem treu ergebenen Bernhardiner oder einem Pfötchen gebenden Spitz, die als mögliche „Opfer“ der „Vivisektoren“ imaginiert und inszeniert wurden (Abb. 3). Diese waren, wie Dolf Sternberger bemerkt, „die eigentlichen Bilder, zu welchen die zerschnittenen Gliedmaßen auf den Sezirtischen in den Seelen der Betrachter ergänzt“ wurden.<sup>44</sup>

Kategorisch differenziert wurde dabei zumeist zwischen „höheren“ und „niedereren“ Tieren, sowohl auf Seiten der „Antivivisektionisten“, darauf kommt es hier an, als auch auf Seiten der „Vivisektoren“. So sprach man innerhalb der Physiologie von einer „Abstumpfung des Gefühls mit der Verringerung der geistigen Gehirnthätigkeit“.<sup>45</sup> Jedem Menschen sage bereits die eigene Erfahrung, „dass qualvoller als der Schmerz selbst, die Erwartung desselben ist.“ Allenfalls „Säugetieren“ sei eine solche Erwartungshaltung im geringen Umfang zuzuerkennen.<sup>46</sup> Umgekehrt sprachen Tierversuchsgegner von „sensitiven Thieren“, „empfindsamen höheren“ und „hochempfindsamen“ Tieren wie



Abb. 3: "Civilisierte Thiere" zwischen Labor und Familie - eine Taxonomie von Tieren

allen voran Hunden oder Katzen und zuweilen auch Pferden.<sup>47</sup> Vor allem um diese „höheren und höchsten Gattungen“, die „durch den Menschen gewissermaßen zu civilisirten Thieren geworden“ seien, kreiste die nach 1879 rasch an Aggressivität, Radikalität und öffentlicher Aufmerksamkeit gewinnende Auseinandersetzung um den Sinn oder Unsinn von Tierversuchen.<sup>48</sup>

Vor diesem Hintergrund verwundert es zum Beispiel nicht, dass es das Gebell und Geheul von Hunden war, das bereits 1868 – also noch vor dem Erscheinen von Ernst von Webers ebenso berühmt wie berüchtigt gewordenen „Sammlung von Thatsachen“ – Proteste gegen das Labor des international renommierten Physiologen Emil Du Bois-Reymond auslöste. Der Ort seiner Tierversuche in der Großstadt,

<sup>44</sup> Sternberger, Panorama, S. 73.

<sup>45</sup> Wilhelm Jensen, Über die Vivisektion, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner, Stuttgart 1881, S. 7.

<sup>46</sup> Hermann, Die Vivisectionsfrage, S. 19.

<sup>47</sup> Schultz, Ein Beitrag, S. 12; Weber, Die Folterkammern, S. 29; Schultz, Ein Vivisektor, S. 23.

<sup>48</sup> Weber, Die Folterkammern, S. 34-36.

in der Mitte Berlins, an der Friedrich-Wilhelms-Universität in der Universitätsstraße, verlieh seiner Versuchsanstalt in diesem Fall unerwünscht und folgenreich an brisanter Popularität. Emil Du Bois-Reymond stellte seine Versuche an Hunden schließlich ein, vor allem nach Konflikten mit der städtischen und staatlichen Bürokratie.<sup>49</sup> Seine Experimente mit Hunderten oder Tausenden von Fröschen erregten hingegen keine vergleichbaren – bekannt gewordenen – Proteste. Sowohl das Labor bzw. dessen Personal als auch die Proteste gegen es generierten und etablierten in diesem Sinne eine umfassende Topographie und folgenreiche Taxonomie von Tieren. Auch bzw. selbst in der Tierversuchsanstalt war Tier nicht gleich Tier. Von einer ambivalenten Urbanimalität lässt sich daher zwar im Fall von Hunden und Katzen sprechen, aber eben nicht oder sehr viel weniger im Fall von Fröschen oder Mäusen, sowohl auf der Ebene der Repräsentation als auch auf der Ebene der Produktion – mit realen Effekten für reale Tiere und schließlich ebenfalls für reale Menschen.

Erheblich genauer, so mein Eindruck, gilt es in dieser Hinsicht die Arbeit und den Alltag innerhalb der Versuchsanstalten historisch zu rekonstruieren und vielfältig zu befragen. Wie unlängst unter anderem Daniel Todes und Otniel Dror unter Berücksichtigung von russischen und amerikanischen Physiologen zwischen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts aufgezeigt haben, machte es nicht allein für die Tiere, sondern auch für die Menschen im Labor einen gewichtigen Unterschied, welche Experimente genau in welchem Zeitraum durchgeführt oder nicht durchgeführt wurden. „Versuchstiere“ mussten mitunter nicht nur über Wochen, sondern über Monate hinweg untergebracht und gepflegt und immer wieder präpariert und exploriert werden. Zwischen „Haustieren“ wie Hunden oder Katzen und dem Laborpersonal konnten sich unter diesen Bedingungen durchaus intensivere und privatere Beziehungen entwickeln und verfestigen.<sup>50</sup> Nicht nur außerhalb, auch innerhalb des Labors, so die These, lässt sich an dieser Stelle eine Emotionalisierung bzw. Familialisierung von „höheren“ Tieren beobachten und beschreiben – auch wenn diese für das hierarchisch eindeutig prädisponierte Mensch-Tier-Verhältnis im Labor nicht selbstverständlich oder kennzeichnend war.

Wer Tiere nicht allein als „Opfer“ und die Geschichte von Tieren nicht ausschließlich auf der Ebene der Repräsentation historisch analysieren und kritisch reflektieren will, wird derartige nicht vorgesehene Beziehungen stärker in den Blick nehmen müssen und in diesem Rahmen gezielt nach der gegebenenfalls beobachtbaren *agency* von „Versuchstieren“ fragen. Versuchsanleitungen und Forschungs-

<sup>49</sup> Dierig, *Wissenschaft*, S. 63-66.

<sup>50</sup> Dror, *Affekte des Experiments*; Todes, *Pawlows Physiologie-Fabrik*. Vgl. ders., *Pavlov's Physiology Factory: Experiment, Interpretation, Laboratory Enterprise*, Baltimore 2001.

berichte oder Briefwechsel und Tagebucheinträge könnten Aufschluss über Mensch-Tier-Verhältnisse geben, die sich nicht in Täter-Opfer-Beziehungen erschöpft haben. Oftmals jedoch verstrickt sich die Tiergeschichtsschreibung an dieser Stelle noch immer in moralische bzw. politische Debatten und Probleme, die einer konsequenten Historisierung von Tieren wie von Menschen insgesamt eher entgegen wirken. Tierversuchsanstalten waren Orte in der Stadt, an denen „Versuchstiere“ wie Hunde und Katzen nicht nur als „Nutztiere“, sondern *ex negativo* auch als „Haustiere“ hergestellt wurden. Die ambivalente Urbanimalität dieser „Versuchstiere“ lässt sich nicht nur auf der Ebene der Repräsentation, sondern auch auf der Ebene der Produktion beobachten und befragen – in ihrer Performativität.

**Abbildungsnachweis:**

**Abb. 1:** Aus Christoph Schultz, *Ein Beitrag zur Vivisectionsfrage*, Berlin 1881, S. 34.

**Abb. 2:** Aus Anonymus, *Die wissenschaftliche Thierfolter. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Thalweil 1884, S. 11.

**Abb. 3:** Aus Hermann Stenz, *Die Vivisektion in ihrer wahren Gestalt*, Berlin 1899, S. 50.

Pascal Eitler, M.A., Max-Planck-Institut für Bildungsforschung,  
eitler@mpib-berlin.mpg.de

## Forschungsbericht: Human-Animal-Studies

Im Gegensatz zum deutschsprachigen Wissenschaftsbereich ist das multidisziplinäre Forschungsfeld der Human-Animal Studies (HAS) in den angloamerikanischen Ländern bereits relativ etabliert bzw. wird in der wissenschaftlichen Literatur wahrgenommen. Dies hängt u.a. mit der sehr breit diskutierten Frage nach Tierrechten zusammen, die dort auf Basis einer langen Tradition des institutionalisierten Tierschutzes auch in die Wissenschaft Einzug fand. Die im Bereich der HAS verfolgten Forschungsprojekte umfassen dabei sowohl empirische Forschungen als auch konzeptuelle Analysen der Mensch-Tier-Beziehung. Tiere sollen somit als die (vorläufig) letzten einer Reihe von marginalisierten Akteuren in den Fokus eines inkludierenden und demokratisierenden Trends innerhalb der Geschichtswissenschaft, der Geschichtsschreibung „von unten“, kommen.<sup>1</sup> Manche sprechen sogar bereits von einem „animal turn“, der sich in der wachsenden Beschäftigung mit dem Tier und der kaum noch überschaubaren Menge an Publikationen von Monografien und Aufsätzen, Konferenzbeiträgen und neuen Zeitschriften widerspiegelt.<sup>2</sup> Dieser Forschungsbericht wird sich angesichts dieser Fülle auf die wichtigsten Themen im Bereich der historisch arbeitenden HAS beschränken, obgleich gerade der interdisziplinäre Charakter der Studien, der anthropologische, soziologische, kultur-, kunst-, literatur- und politikwissenschaftliche Forschungsperspektiven umfasst, dazu beigetragen hat, neue Blickwinkel aufzuzeigen.

In der Tat hat sich die Forschungsrichtung mit zwei Zeitschriften, dem 1987 gegründeten *Anthrozōos* und dem 1993 folgenden *Society & Animals*, bereits eine Basis für wissenschaftlichen Austausch gegeben, eine weitere Zeitschrift, *Humanimalia*, ist im Entstehen.<sup>3</sup> Mittlerweile gibt es zudem Forschungsnetzwerke und univer-

<sup>1</sup> Harriet Ritvo, History and Animal Studies, in: *Society & Animals*, 10:4 (2002), S. 403-406.

<sup>2</sup> Ritvo, On the animal turn, in: *Daedalus*, H. 4 (2007), S. 118.

<sup>3</sup> Einige Verlage haben inzwischen eigene Reihen, die das Feld der HAS abdecken sollen und in denen zahlreiche der unten angeführten Publikationen erscheinen. Temple University Press bringt die *Animal, Culture and Society*-Serie heraus, die von Arnold Arluke und Clifton R. Sanders betreut wird. Die Reihe *Reaktion Books Animals* erscheint unter der Ägide von Jonathan Burt. Harriet Ritvo ist verantwortlich für die *Animals, History, Culture*-Literatur bei John Hopkins University Press.

sitäre Anbindungen: Middlesex University beherbergt das British Animal Studies Network, die neuseeländische Canterbury University das New Zealand Centre for Human-Animal Research. Oxford University hat 2002 die erste Professur für Ethics, Theology and Animal Welfare eingerichtet, ein Posten, der seitdem mit dem Theologen Andrew Linzey besetzt ist. Das amerikanische Animal Studies Institute vergibt Stipendien an Nachwuchswissenschaftler/innen der HAS. Überregionale Netzwerke wie H-Animal, ein Webportal, das bei dem amerikanischen Humanities Net abgelegt ist, bieten Vernetzung und Austausch und liefern einen Überblick über das im englischsprachigen Raum stetig wachsende Angebot universitär angebundener Vorlesungen, Seminare und Konferenzen im Bereich der HAS.<sup>4</sup>

Ziel der HAS ist es, Tiere in ihrem Verhältnis zu Mensch und Umwelt diskursiv als etwas anderes zu betrachten denn als bloße Artefakte, Symbole, Modelle und Waren in einer Welt, deren Zentrum der Mensch bildet. Den HAS geht es darum, Tiere als Protagonisten und Handelnde mehr in den bedeutungsimmanenten Mittelpunkt wissenschaftlicher Beobachtung zu stellen. Es gilt ihnen, die Forschungsperspektive so zu variieren, dass Tiere nicht mehr ausschließlich als Projektionsflächen menschlicher Auseinandersetzungen fungieren. Tiere sollen um ihrer selbst willen sowohl als Spezies wie auch als Individuen Darstellung finden. Eine der zentralen Fragen, an deren Beantwortung sich die Forschung versucht, ist dabei, inwiefern die Geschichtsschreibung einen Weg finden kann, der dem Wesen und der Persönlichkeit des Tieres Rechnung trägt. Diese Diskussion ist jedoch weder die Methode noch die Theorie betreffend als abgeschlossen zu betrachten.<sup>5</sup>

Als theoretischer Anstoß für die Etablierung der HAS wird zumeist der bereits 1970 erschienene Aufsatz *Why look at Animals?* des Kulturwissenschaftlers John Berger benannt.<sup>6</sup> Ihm ging es darum, den Blick hinter die Projektionen und die Symbolik tierischen Daseins zu richten und den menschlichen Ort, der Tieren in der Moderne zugedacht wird, als unzureichend zu bestimmen.<sup>7</sup> Diese Notwendigkeit, aus anderer Perspektive auf das Tier zu schauen, wurde von den HAS als zentrale *Raison d'être* übernommen. Indes hat sich die Ausrichtung der Sichtweisen und Forschungsperspektiven im Feld geschärft. Es kam zu einer Ausdifferenzierung und Erweiterung der Bandbreite möglicher Themen. Gleichzeitig wird der Rahmen dessen, was als genuines Projekt der HAS gelten kann, enger gesetzt. Es geht nicht

<sup>4</sup> <http://www.h-net.org/~animal/syllabus.html>, zuletzt besucht am 01.06.09.

<sup>5</sup> Erica Fudge, *A Left-Handed Blow: Writing the History of Animals*, in: Nigel Rothfels (Hrsg.), *Representing Animals*, Bloomington 2002, S. 3-17; Kenneth J. Shapiro, *The State of Human-Animal Studies – Solid, at the Margin!*, in: *Society & Animals* 10:4 (2002), S. 331-337.

<sup>6</sup> John Berger, *Why look at Animals?*, in: *About Looking*, New York 1980, S. 1-28.

<sup>7</sup> Zur Kritik an der durchgesetzten Auslegung von Bergers Text, vgl. Jonathan Burt, *John Berger's "Why Look at Animals?" A Close Reading*, in: *Worldviews* 9:2 (2005), S. 203-218.

mehr ausschließlich darum, Geschichte zu schreiben, in der auch Tiere vorkommen, sondern Tieren als historischen Akteuren Raum zu geben. Dass dies noch nicht immer gelingt, wird auch in den präsentierten Forschungsfeldern deutlich.

Ein wichtiger Aspekt der HAS umfasst den historischen Wandel menschlicher Projektionen auf das Tier und die sich verändernden Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Spezies. Dabei ist auffällig, dass sich die historischen HAS bislang primär mit der Neueren und Neuesten Geschichte und der Frühen Neuzeit befassen und sich nur sporadisch dem Altertum und der Antike widmen.<sup>8</sup> Die Historiografie setzt ab dem Mittelalter an und untersucht, wie Menschen und Gesellschaften dort distinktive, teilweise absurde und bizarre Beziehungen zu den Tieren ihrer Umgebung hatten. Die mystische Bedeutung zahlreicher Spezies im mittelalterlichen Denken nimmt hier einen zentralen Forschungsschwerpunkt ein.<sup>9</sup> Diese mystischen Symbolfiguren wurden in Bestiarien gesammelt, deren visuelle und bedeutungsimmanente Analyse ein Forschungsthema ist.<sup>10</sup> Insbesondere aber werden hier Themen wie Sodomie oder die Tierprozesse aufgegriffen, die den Anthropomorphismus in der alltäglichen Praxis zu exemplifizieren vermögen.<sup>11</sup> Diese „Animal Trials“ fanden noch bis in die Frühe Neuzeit statt. In dieser Epoche waren die Demarkationslinien zwischen den Spezies fluid, und sie stellt sich deshalb als ein besonders fruchtbares Forschungsfeld für die Definitionen des Tieres und des Menschen dar.<sup>12</sup> Die Frühe Neuzeit bietet den HAS reichlich Quellen für die sich verschiebenden Blicke auf das Tier. Sie bestand ja als eine Transformationsphase, in der sich der ideengeschichtliche Übergang von mittelalterlichen zu modernen Vorstellungen in Hinblick auf Wissenschaft, Religion, Politik und Kultur vollzog und die sich unter anderem in der Repräsentation des Tieres

<sup>8</sup> Vgl. etwa Linda Kalof (Hrsg.), *The Cultural History of Animals in Antiquity*, 2007.

<sup>9</sup> Esther Cohen, *Animals in Medieval Perceptions: The image of the ubiquitous other*, in: Aubrey Manning und James Serpell (Hrsg.), *Animals in Human Society, Changing perspectives*, London und New York 1994, S. 59-80; Aleksander Pluskowski (Hrsg.), *Breaking and Shaping Beastly Bodies: Animals as Material Culture in the Middle Ages*, Oxford 2007.

<sup>10</sup> Debra Hassig, *The Mark of the Beast: The Medieval Bestiary in Art, Life, and Literature*, New York und London 1999; Joyce E. Salisbury, *Human Beasts and Bestial Humans in the Middle Ages*, in: Jennifer Ham und Matthew Senior (Hrsg.), *Animal Acts: Configuring the Human in Western History*, London u.a. 1997, S. 9-21.

<sup>11</sup> Piers Beirne, *The Law is an Ass: Reading E.P. Evans' The Medieval Prosecution and Capital Punishment of Animals*, in: *Society & Animals* 2:1 (1994), S. 27-46; Esther Cohen, *Law, folklore and animal lore*, in: *Past and Present*, H. 110 (1986), S. 6-37; Robert Darnton, *The great cat massacre and other episodes in French cultural history*, New York 1985; Jen Girgen, *The Historical and Contemporary Prosecution and Punishment of Animals*, in: *Animal Law*, H. 9 (2003), S. 97-133; Joyce E. Salisbury, *The Beast Within: Animals in the Middle Ages*, New York u.a. 1994.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu etwa Angela N. Creager und William Chester Jordan, *The Animal Human Boundary: Historical Perspectives*, Rochester 2002.

widerspiegelte. Als zentrales Element der Bestimmung der Selbstsytuierung wird hier auf den stetigen Vergleich mit Grenzfiguren verwiesen, die als teilweise menschlich, vorübergehend menschlich oder als nichtmenschlich eingestuft wurden und bei denen es sich zumeist um eine Bandbreite tierischer Existenzen handelte.<sup>13</sup> Insbesondere die Fragen nach der Zentralität und Relevanz der Vernunftfähigkeit werden hier von der Forschung aufgegriffen.<sup>14</sup> Für die englische Gesellschaft der frühen Neuzeit wurde die Darstellung dieser teilweise hybriden Wesen von Keith Thomas und Erica Fudge geleistet, die nicht nur detailreich die – literarische – Repräsentation von Tieren im Denken der Zeit, sondern das alltägliche, durchaus ambivalente Verhältnis zwischen den Spezies beschrieben haben. Obgleich Thomas *Man and the Natural World* nicht im engeren Sinne zu den Werken der neueren HAS gerechnet wird, hatte es doch einen Synergieeffekt vor allem für britische und amerikanische Historiker/innen, sich ausführlicher mit der „Kreatur“ zu beschäftigen.<sup>15</sup> Dies beeinflusste vor allem eine recht umfangreiche literaturgeschichtliche Forschung und jene, die sich mit dem zunehmenden Bedenken bezüglich der medizinischen Nutzung des Tieres und dem cartesianischen Tiermaschinenmodell befasst.<sup>16</sup>

Die Forschung über das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert innerhalb der HAS nimmt sich darauf aufbauend in erster Linie der sich verändernden Einstellungen zum Tier an, die sowohl mit evangelikalischen Glaubenssätzen und evolutionsbiologischen Erkenntnissen einhergingen als auch in der Etablierung von Tierschutzbewegungen mündeten<sup>17</sup>, wobei vornehmlich das viktorianische Zeitalter untersucht wurde.<sup>18</sup> Dabei wurde in besonderem Maße auf die moralischen und politi-

<sup>13</sup> Erica Fudge, Ruth Gilbert und Susan Wiseman, *At the Borders of the Human: Beasts, Bodies and Natural Philosophy in the Early Modern Period*, London 1999; Erica Fudge (Hrsg.), *Renaissance Beasts: Of Animals, Humans, and Other Wonderful Creatures*, Urbana u.a. 2004; vgl auch Harriet Ritvo, *The Platybus and the Mermaid and other Figments of the Classifying Imagination*, Cambridge, MA u.a. 1997.

<sup>14</sup> Erica Fudge, *Brutal Reasoning: Animals, Rationality, and Humanity in Early Modern England*, Ithaca 2006.

<sup>15</sup> Keith Thomas, *Man and the Natural World, Changing Attitudes in England 1500 – 1800*, London 1984; Erica Fudge, *Perceiving Animals, Humans and Beasts in Early Modern English Culture*, Chicago 2000; Frank Palmeri (Hrsg.), *Humans And Other Animals in Eighteenth-Century British Culture: Representation, Hybridity, Ethics*, Aldershot 2006.

<sup>16</sup> Rob Boddice, *A history of attitudes and behaviours towards animals in eighteenth- and nineteenth-century Britain: anthropocentrism and the emergence of animals*, Lewiston und New York 2008; Louise Hill Curth, *The Care of the Brute Beast, Animals and the Seventeenth Century Medical Market Place*, in: *Social History of Medicine* 15:3 (2002), S. 375-392; David Perkins, *Animal Rights and Romanticism*, Cambridge 2003.

<sup>17</sup> Hilda Kean, *Animal Rights, Political and Social Change in Britain since 1800*, London 1998; Richard D. Ryder, *Animal Revolution: Changing Attitudes towards Speciesism*, Oxford u.a. 2000.

<sup>18</sup> James Turner, *Reckoning with the Beast, Animals, pain and humanity in the Victorian mind*, Baltimore 1987; Harriet Ritvo, *The Animal Estate. The English and other Creatures in the Victorian Age*, Cam-

schen Begründungszusammenhänge eingegangen, die die Tierschutzidee unterstrichen, wobei auch auf klassenimmanente und ökonomisch bedingte Veränderungsprozesse und städtepolitische Verschiebungen hingewiesen wird. Tierschutz und Vegetarismus, als Exemplifikation tiergerechten Handelns, sind wichtige Fokuspunkte der HAS, obgleich gerade hier das Tier nur peripher Erwähnung findet.<sup>19</sup> Einen ausgewiesenen Einfluss auf die Forschung hatten in diesem Bereich zudem die feministischen Forschungsansätze von Coral Lansbury und anderen. Lansbury hat in ihrer Studie der Betrachtung von Tier-Mensch-Verhältnissen nicht nur die besondere Rolle der Frau im Verhältnis zum Tier auf deren patriarchale Strukturen überprüft, sondern auch versucht, poststrukturalistisch die Diskurse über Körperlichkeit aufzuzeigen, die dieser Geschichte immanent waren.<sup>20</sup> Genderspezifische Perspektiven bilden somit ein weiteres Untersuchungsfeld, das die HAS bearbeiten.<sup>21</sup> Die Analyse des überdurchschnittlich häufigen Engagements von Frauen in der Tierrechtbewegung ist ebenfalls gründlich erforscht worden.<sup>22</sup>

Ein weiterer Aspekt, dessen sich die Forschung annimmt, ist die Rolle des Tieres im Empire-building. John MacKenzie's *The Empire of Nature* erkundet beispielsweise, welche Bedeutung die Übernahme der Tigerjagd durch die britische Elite im kolonialen Indien für die Ablösung der Herrschaftsstrukturen des Mogulreiches hatte.<sup>23</sup> Ein Band der *Cultural History of Animals*-Reihe beschäftigt sich ausschließlich

bridge, MA 1987; Deborah Denenholz Morse und Martin A. Danahay (Hrsg), *Victorian Animal Dreams: Representations of Animals in Victorian Literature and Culture*, Aldershot 2007.

<sup>19</sup> Diane L. Beers, *For the Prevention of Cruelty, The History and Legacy of Animal Rights Activism in the United States*, Athens 2006; Colin Spencer, *The Heretic's Feast, A History of Vegetarianism*, London u.a. 1995; Tristram Stuart, *The Bloodless Revolution: A Cultural History of Vegetarianism from 1600 to Modern Times*, New York und London 2006; Dan Weinbren, *Against All Cruelty: the Humanitarian League, 1891 – 1919*, in: *History Workshop Journal* H. 38 (1994), S. 86-105.

<sup>20</sup> Coral Lansbury, *The Old Brown Dog, Women, Workers and Vivisection in Edwardian England*, Madison 1985.

<sup>21</sup> Hilda Kean, *The 'Smooth Cool Men of Science': The Feminist and Socialist Response to Vivisection*, in: *History Workshop Journal*, H. 40 (1995), S. 16-31; vgl. auch Anne Milne, *Lactilla Tends Her Fav'rite Cow: Ecocritical Readings of Animals and Women in Eighteenth-Century British Labouring-Class Women's Poetry*, London 2008.

<sup>22</sup> Mary Ann Elston, *Women and Anti-vivisection in Victorian England, 1870 – 1900*, in: Nicolaas A. Rupke (Hrsg.), *Vivisection in Historical Perspective*, London und New York 1987, S. 259-294; Moira Ferguson, *Animal Advocacy and Englishwomen 1780 – 1900, Patriots, Nation, and Empire*, Ann Arbor 1998; Craig Buettinger, *Women and antivivisection in late nineteenth-century America*, in: *Journal of Social History* H. 30 (1997), S. 857-872.

<sup>23</sup> John MacKenzie, *The Empire of Nature: Hunting, Conservation and British imperialism*, Manchester u.a. 1988; Joseph Sramek, *"Face Him Like a Briton!": Tiger Hunting, Imperialism, and British Masculinity in Colonial India, 1800 – 1875*, in: *Victorian Studies* 48:4 (2005), S. 659-680; vgl. auch Kurt Koenigsberger, *The Novel and the Menagerie: Totality, Englishness and Empire*, Columbus 2007.

mit der imperialen Bedeutung des Tieres. Hierin wird argumentiert, dass die Herrschaftsattitüde dieser Zeit auch die kulturellen Einstellungen gegenüber dem Tier prägte.<sup>24</sup> Die Tiere, die das Empire symbolisierten, übernahmen aktive Botschafterfunktionen und strukturierten das Wissen über die koloniale Welt. Doch nicht nur über die Bedeutung des Tieres selbst gibt es inzwischen Forschungsergebnisse. Auch der Bedeutung des Tierschutzes als zivilisatorischem Projekt, mit dem Großbritannien in seinen Kolonien kulturellen Eindruck hinterlassen wollte, wurde in der Forschung Rechnung getragen.<sup>25</sup>

Im engen Zusammenhang mit Empiregeschichte steht die historische Forschung über Zoologische Gärten.<sup>26</sup> Die Zoos repräsentierten noch bis ins 20. Jahrhundert ein visuelles Abbild imperialer Macht. Vor allem das britische Empire artikulierte sich über seine exotischen Tiere.<sup>27</sup> Aber auch andere imperiale Projekte werden in den HAS aufgegriffen. So interessiert sich beispielsweise Louise Robbins in ihrer Studie *Elephant Slaves and Pampered Parrots* über die Ausstellung exotischer Tiere im Paris des 18. Jahrhunderts für die impliziten und symbolischen Bedeutungen des Tieres in Bezug auf die königliche Herrschaftssicherung.<sup>28</sup> Elefanten, die mit zu den Hauptprotagonisten ihres Werkes gehören, sind auch Forschungsobjekte in anderen Arbeiten, die wiederum die Symbolik im Kolonialismus thematisieren.<sup>29</sup> Die Zooforschung thematisiert aber vor allem die Entstehung des modernen Zoos. Sie werden hier als eine ‚unnatürliche‘ Umgebung analysiert und im Hinblick auf die Veränderung menschlicher Bedürfnisse beim Blick auf das Tier untersucht. Diesen Bedürfnissen wurde vor allem durch ästhetische Veränderungen der Umgebung ‚Zoo‘ Rechnung getragen. Die ‚Natur‘, die mit einem kulturellen Blick konstruiert wurde, stellte man in Zoos wie Hagenbecks Tierpark mit der Ausstellung indigener

<sup>24</sup> Linda Kalof, Brigitte Resl, Bruce Boehrer u.a. (Hrsg.), *A Cultural History of Animals: Volumes 1-6, Bd. 5*, hrsg. von Kathleen Kete: *A Cultural History of Animals in the Age of Empire 1800 – 1920*, Oxford 2007.

<sup>25</sup> Anthony Taylor, ‚Pig-Sticking Princes‘: Royal Hunting, Moral Outrage, and the Republican Opposition to Animal Abuse in Nineteenth- and Early Twentieth-Century Britain, in: *History*, Vol. 89, Nr. 293, 2004, S. 30-48.

<sup>26</sup> Robert W. Jones, „The Sight of Creatures Strange to Our Clime“: London Zoo and the Consumption of the Exotic, in: *Journal of Victorian Culture* 2:1 (1997), S. 1-26; Randy Malamud, *Reading Zoos: Representations of Animals and Captivity*, London 1998.

<sup>27</sup> Vgl. Harriet Ritvo, *The Animal Estate*, Kapitel 5.

<sup>28</sup> Louise E. Robbins, *Elephant Slaves and Pampered Parrots: Exotic Animals in Eighteenth-Century Paris*, Baltimore 2002.

<sup>29</sup> Eric Scigliano, *Love, War and Circuses: The Age-Old Relationship Between Elephants and Humans*, Boston MA 2002; Stephen O’Harrow, *Babar and the Mission Civilisatrice: Colonialism and the Biography of a Mythical Elephant*, in: *Biography* 22:1 (1999), S. 86-103. Aber auch über andere Tiere wurden koloniale Diskurse transportiert, vgl. Jacob Abram Tropp, *Dogs, poison and the meaning of colonial intervention in the Transkei, South Africa*, in: *Journal of African History* 43:3 (2002), S. 451-472.

Menschen an der Seite ‚wilder‘ Tiere in so genannten „Völkerschauen“ zur Schau.<sup>30</sup> Dabei greift die Forschung sowohl den Profitgedanken wie auch die Verdinglichung auf, die im Zoo bei gleichzeitiger Individualisierung von Mensch und Tier erzeugt wurde. Ein weiterer zentraler Aspekt der Zoogeschichte ist die Analyse des Wandels von einer Kultur des Sammelns, die durch gezielte Tierfangexpeditionen geprägt war, hin zu einer der Konservierung und Züchtung. Elisabeth Hanson geht in *Animal Attractions* auf die sich verändernden Betrachtungsweisen von Tieren bei diesem Prozess ein, versucht jedoch explizit individuellen tierischen Erfahrungen etwa in Umsiedlungsprozessen nachzuspüren.<sup>31</sup> Zoostudien, die eher anthropologisch angelegt sind, gehen davon aus, dass die spezielle kulturspezifische Ausformung zoologischer Gärten auch historisch gesehen mehr über die menschlichen Gesellschaften, die sie konstruiert haben, aussagen denn über das Tier. Dabei zeigen sie auf, inwieweit sich diese kulturellen Vorstellungen von der Menagerie bis zum modernen zoologischen Garten verändert haben.<sup>32</sup>

Zudem befassen sich die HAS, die sich mit dem kolonialen Projekt beschäftigen, mit den Auswirkungen, die beispielsweise die (forcierte) Migration bestimmter europäischer Tiere auf die Infrastruktur der Kolonien hatte. Anders als bisherige Forschungen, die insbesondere die biologischen Konsequenzen der Tiermigration thematisieren, geht es hier um die symbolische Konstruktion des Tieres, das zum Bauernopfer im Kampf verfeindeter menschlicher Gruppen wurde.<sup>33</sup>

Neben dem Elefanten haben sich die HAS zudem der Geschichte anderer Spezies angenommen. Besonders herauszuheben ist die bei Reaktion Books erschienene Serie *Animals*, in der prominente Vertreter/innen der Disziplin sich der Geschichte und kulturellen Bedeutung jeweils einer Spezies für die menschliche Gesellschaft annehmen. Von Ameisen über Kakerlaken und Ratten bis zu den Walen wird hierin die Bedeutsamkeit der Tiere in Mythologie, Religion und Wissenschaft beschrieben, genauso wie ihre Funktion als Nahrungslieferanten, Haustiere sowie als Bestandtei-

<sup>30</sup> Nigel Rothfels, *Savages and Beasts: The Birth of the modern Zoo*, Baltimore 2002.

<sup>31</sup> Elisabeth Hanson, *Animal Attractions: Nature on Display in American Zoos*, Princeton 2004; vgl. auch Brett Mizelle, *Contested Exhibition: The Debate over proper Animal Sights in Post-Revolutionary America*, in: *Worldviews* 9:2 (2005), S. 219-231.

<sup>32</sup> Garry Marvin und Bob Mullan, *Zoo Culture: The Book about watching people watch animals*, Urbana 1999; vgl. auch Eric Baratay, *Zoo: A History of Zoological Gardens in the West*, London 2002; R. J. Hoage und William Deiss, *New Worlds, New Animals, From Menagerie to Zoological Park In the Nineteenth Century*, Baltimore 1996.

<sup>33</sup> Virginia DeJohn Anderson, *Creatures of Empire: How Domestic Animals Transformed Early America*, Oxford u.a. 2004; vgl. auch Andrew C. Isenberg, *The Destruction of the Bison: An Environmental History, 1750 – 1920*, New York 2000; Alfred W. Crosby, *Ecological Imperialism. The Biological Expansion of Europe 900 –1900*, Cambridge 1986.

le der literarischen und künstlerischen Imagination analysiert wird.<sup>34</sup> Manche Spezies sind jedoch mehr als andere in den Genuss wissenschaftlicher Reflexion gekommen. Dem Pferd insbesondere wird eine lange Kulturgeschichte zugerechnet, der beispielsweise in Karen Rabers und Treva Tuckers Sammelband *The Culture of the Horse* nachgegangen wird.<sup>35</sup> Überhaupt zeigt sich die Geschichte der Domestizierung als ein Forschungsfeld der HAS, an dem sich sehr eindrücklich das sich verändernde Verhältnis zwischen den Spezies veranschaulichen lässt. So analysiert Richard W. Bulliet in *Hunters, Herders and Hamburgers* die gesellschaftlichen Transformationsprozesse anhand von Einordnungen nach „Predomesticity, Domesticity and Postdomesticity“.<sup>36</sup> Stadtgeschichtliche Studien über das Mensch-Tier-Verhältnis gehen auf diese Transformationsprozesse ein. Insbesondere Clay McShanes Arbeiten über die Rolle des Pferdes in der amerikanischen Stadt des 19. Jahrhunderts sind hier zu benennen, in denen er nachweist, dass das Zusammenleben mit dem Tier in der Stadt häufig viel enger war als auf dem Land.<sup>37</sup> Auch das Verhältnis zu Schwein und Hund war in der Stadt durch ein enges Nebeneinander geprägt.<sup>38</sup> Die Forschung weist darauf hin, dass sich die alltagsgeschichtlichen Lebensbedingungen der Tiere in den Straßen der Metropolen als vielschichtig offenbaren.<sup>39</sup>

Stadtgeschichtliche Ansätze in den HAS schlagen auch den Bogen zum Phänomen Haustier.<sup>40</sup> Dabei wird unter anderem der Frage nachgegangen, wie Haustiere halfen, bestimmte Spannungen innerhalb der bürgerlichen Mittelschicht zu absorbieren und was diese Tiere über den gesellschaftlichen Status ihrer Halter/innen kommunizieren sollten.<sup>41</sup> Insgesamt geht es bei der Beschreibung der Haustiere um

<sup>34</sup> Jonathan Burt (Series Editor), *Animals*, Reaktion Books, London.

<sup>35</sup> Karen Raber und Treva J. Tucker (Hrsg.), *The Culture of the Horse: Status, Discipline and Identity in the Early Modern World*, New York 2005; Peter Edwards, *Horse and Man in Early Modern England*, London 2008.

<sup>36</sup> Richard W. Bulliet, *Hunters, Herders and Hamburgers: The Past and Future of Human-Animal Relationships*, New York 2005; vgl. auch Laurie Carlson, *Cattle: An Informal Social History*, Chicago 2002.

<sup>37</sup> Vgl. u.a. Clay McShane und Joel A. Tarrellon, *Living Machines: The Horse and the Nineteenth Century American City*, Baltimore 2006.

<sup>38</sup> Vgl. zum Beispiel Robert Malcolmson und Stephanos Mastoris, *The English Pig. A History*, London 1998; Mary E. Thurston, *The Lost History of the Canine Race*, Kansas City 1996.

<sup>39</sup> Vgl. Robbins, *Elephant slaves*.

<sup>40</sup> Roberta J.M. Olson und Kathleen Hulser, *Petropolis: a social history of urban animal companions*, in: *Visual Studies* 8:2 (2003), S. 133-143. Für einen eher literaturhistorischen Zugang, siehe auch Jennifer Mason, *Civilized Creatures: Urban Animals, Sentimental Culture, and American Literature, 1850 – 1900*, Baltimore 2005.

<sup>41</sup> Kathleen Kete, *The Beast in the Boudoir: Petkeeping in Nineteenth Century Paris*, California 1995; James Serpell und Elisabeth Paul, *Pets and the Development of Positive Attitudes to Animals*, in: Aubrey Manning und James Serpell (Hrsg.), *Animals in Human Society, Changing perspectives*, London und New York 1994, S. 127-144; Kathryn Greer, *Pets in America, A History*, Chapel Hill 2006; J.D. Blaisdell,

die spezifische Konstruktion und Konzeptualisierung des Heims und um die Beschreibung von Sphären, die Tieren zugeordnet wurden und werden.<sup>42</sup> Dabei bemüht sich die Forschung darum, das Leben der Tiere nicht mehr nur statisch zu betrachten und sie als Objekte menschlicher Verwertung zu begreifen, sondern ihnen biografische Tiefe zu verleihen. Den Fußspuren in der Geschichte sollen daher mehr und mehr Pfotenabdrücke beigelegt werden. Die Beschreibungen der Leben der ‚First Dogs‘, der ‚Kosmonautin Leika‘ oder von ‚Greyfriars Bobby‘ legen hiervon Zeugnis ab.<sup>43</sup> Weitere Themen, die die HAS aufnehmen, sind die Geschichte, Rolle, Zuschreibungen und physische Zurichtung von Tieren im Krieg<sup>44</sup>, im Jagdgeschehen<sup>45</sup> und in der tierexperimentellen Wissenschaft.<sup>46</sup>

Eine gute Übersicht über die in den historischen HAS angesprochenen Themen bieten Sammelbände, die das Feld abzustecken suchen. Der wohl ausführlichste Versuch ist das sechsbändige *The Cultural History of Animals*, das sich, nach Epochen geordnet, mit 4500 Jahren tierischer Geschichte befasst und sich mit den Sphären auseinandersetzt, denen Tiere zugeteilt wurden: Dem Heiligen und Symbolischen, der Jagd und der Domestizierung, dem Spektakel und der Ausstellung, der Wissenschaft, der Philosophie und der Kunst.<sup>47</sup> Weniger umfangreich, dafür mehr zugespißt und zeitlich vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert reichend ist *Ani-*

The rise of man's best friend: The popularity of dogs as companion animals in late eighteenth-century London as reflected by the dog tax of 1796, in: *Anthrozoös* 12:2 (1999), S. 76-87; Harriet Ritvo, *Pride and pedigree: The evolution of the Victorian dog fancy*, in: *Victorian Studies* 29:2 (1986), S. 227-253; Katherine MacDonogh, *Reigning cats and dogs: a history of pets at court since the Renaissance*, New York 1999.

<sup>42</sup> Erica Fudge, *Pets*, Stocksfield 2008.

<sup>43</sup> Vgl. Hilda Kean, *The moment of Greyfriars Bobby: the changing cultural position of animals 1800 – 1920*, in: Kathleen Kete (Hrsg.), *A Cultural History of Animals in the Age of Empire*, Oxford u.a. 2007, S. 25-46; Helena M. Pycior, *The Making of the 'First Dog': President Warren G. Harding and Laddie Boy*, *Society & Animals* 13:2 (2005), S. 109-138; Amy Nelson, *Dogs in History: Celebrity, Sacrifice and the Soviet Space Dogs*, Paper präsentiert auf der Konferenz *Animals in History*, German Historical Institute Washington, Köln 18.-21. Mai 2005; vgl. auch Stanley Coren, *The Pawprints of History: Dogs and the Course of Human Events*, New York 2002.

<sup>44</sup> Jilly Cooper, *Animals in War*, London 2000; Juliet Gardiner, *The Animals' War: Animals in wartime from the First World war to the present day*, London 2006.

<sup>45</sup> Matt Cartmill, *A View to a Death in the Morning, Hunting and Nature through History*, Cambridge, MA u.a. 1993; Emma Griffin, *Blood Sports: Hunting in Britain since 1066*, New Haven 2007.

<sup>46</sup> Richard K. French, *Dissection and Vivisection in the European Renaissance*, Aldershot 1999; Anita Guerrini, *Experimenting with humans and animals: From Galen to animal rights*, Baltimore, MD 2003; Nicolaas A. Rupke (Hrsg.), *Vivisection in Historical Perspective*, New York 1997; Joanna Swabe, *Animals, disease, and human society: human-animal relations and the rise of veterinary medicine*, London u.a. 1999.

<sup>47</sup> Linda Kalof, Brigitte Resl, Bruce Boehrer u.a. (Hrsg.), *A Cultural History of Animals: Volumes 1-6*, Oxford 2007.

*mals in Human Histories*, das von Mary J. Henniger-Voss herausgegeben wurde.<sup>48</sup> Die hierin versammelten Essays benutzen die Geschichtsschreibung über Tiere wie eine Linse. Die Aufsätze beschäftigen sich mit der Bandbreite tierlicher Repräsentation zwischen menschlichen Ideen und ihrem wahrhaftigen ‚Sein‘.<sup>49</sup>

Ein Kritikpunkt, der an diese und weitere Werke der HAS gerichtet ist, beanstandet, dass, obwohl angestrebt, die Forschung bislang verfehlt habe, Tieren Subjektcharakter zukommen zu lassen. Stattdessen würden sie nach wie vor als Objekte behandelt werden. Die Frage nach der Subjektivität der Tiere, der „Agency“, würde somit nur am Rande gestreift.<sup>50</sup> Diese „Agency“ wird also noch näher auszuführen sein, obgleich gerade die oben genannten ‚biografischen‘ Betrachtungen hier als Wegbereiter dienen. Auch eine generelle Einführung in die HAS steht noch aus.<sup>51</sup> Es gibt weitere Desiderate: Die angloamerikanischen HAS verlassen den eurozentrischen Blick nur selten.<sup>52</sup> Eine postkoloniale Schreibung der Animal Studies wird bestenfalls angedacht<sup>53</sup> und die Perspektiven aus der südlichen Hemisphäre fehlen fast gänzlich.

**Mieke Roscher, Dr. phil., freie Sozialhistorikerin und Anglistin,  
dr.mieke.roscher@googlemail.com**

<sup>48</sup> Mary Henniger-Voss, *Animals in Human Histories, The Mirror of Nature and Culture*, Rochester 2002.

<sup>49</sup> Spezifische Blicke liefern darüber hinaus die Sammelbände *Killing Animals* der Animal Study Group und *Representing Animals*. *Killing Animals* beschäftigt sich mit dem Prozess der Tötung der Tiere aus anthropologischer, historischer, soziologischer, kultur- und literaturwissenschaftlicher Sicht. Analysiert wird, was der Tötungsprozess für das Tier-Mensch-Verhältnis bedeutet. Nigel Rothfels *Representing Animals* hingegen beschäftigt sich mit historiografischen Perspektiven der Darstellung des Tieres; vgl. Rothfels (Hrsg.), *Representing Animals*, Bloomington u.a. 2002; Animal Studies Group (Hrsg.), *Killing Animals*, Chicago u.a. 2006.

<sup>50</sup> Siehe: HistLit 2008-2-080, Bernd Hüppauf über Kalof, Resl, Boehrer u.a. (Hrsg.), *A Cultural History of Animals: Volumes 1-6*. Oxford 2007, in: H-Soz-u-Kult 30.04.2008; vgl. auch Jason C. Hribal, *Animals, Agency, and Class: Writing the History of Animals from Below*, in: *Human Ecology Review* 14:1 (2007), S. 101-112.

<sup>51</sup> Der von Amy Fitzgerald und Linda Kalof herausgegebene *Animals Reader*, der als ein solcher Versuch gedacht ist, muss hier enttäuschen. Die als Einführung gedachten Primärtexte spiegeln nicht annähernd das Forschungsfeld, zumal für Historiker/innen, wider, vgl. Linda Kalof und Amy Fitzgerald (Hrsg.), *The Animals Reader: The Essential Classic and Contemporary Writings*, Oxford 2007. Das gleiche gilt für Linda Kalof, *Looking at Animals in Human History*, London 2007.

<sup>52</sup> Als Ausnahme muss die Beschäftigung mit der japanischen Gesellschaft gelten. z.B. Gregory M. Pflugfelder und Brett L. Walker (Hrsg.), *JAPANimals: History and Culture in Japan's Animal Life*, Ann Arbor 2005.

<sup>53</sup> Vgl. Philip Armstrong, *The Postcolonial Animal*, in: *Society & Animals* 10:4 (2002), S. 413-419.

## **Tagungsbericht: Association of European Schools of Planning (AESOP) Liverpool, 15. - 18. Juli 2009: „Why Can't the Future be More like the Past?“**

Der AESOP Kongress 2009 wurde als Teil der Feierlichkeiten zum 100-jährigen Bestehen des Departments Civic Design, der weltweit ältesten Ausbildungsstätte für Städtebau und Stadtplanung an der University of Liverpool abgehalten. Why Can't the Future be More like the Past? war das Motto der Konferenz. Diese eher skeptische Frage legte historische Bezüge nahe, der in 18 Themenschwerpunkten nachgegangen wurde. Michael Hebbert (University of Manchester) und Dirk Schubert (HafenCity Universität Hamburg) zeichneten für die Organisation des „Planning History Track“ verantwortlich. Das lebhafte Interesse an planungsgeschichtlichen Bezügen wird an der großen Anzahl der eingegangenen Abstracts deutlich, die in sechs Sitzungen präsentiert und diskutiert wurden.

Die erste Sitzung wurde mit einer Diskussion zwischen Philip Booth und Margo Huxley über den Town Planning Act von 1909 eröffnet. Durch die Auswertung von Archivalien, neuer Quellen und mittels der Einbeziehung neuerer Diskurse stellten sie die bekannten Interpretationen von Gordon Cherry und Anthony Sutcliffe in Frage und betonten stärker die Entwicklungslinien zur Wohnungsreformgesetzgebung des 19. Jahrhunderts. Anschließend lieferte Judith Allen in ihrem Vortrag „Woman, Cities and Painting“ eine Analyse zu der räumlichen Trennung von Geschlechtern in modernen Städten anhand von Bildern von Manet, Bocconi, Delaunay, Hopper und anderen.

Die zweite Sitzung war besonders spannend, denn es wurden drei herausfordernde neue Perspektiven zu Ikonen der Stadtplanung präsentiert. Zuerst erklärte Noah Rubin den Patrick Geddes Plan für Tel Aviv von 1925. Er zeigte, wie die derzeitige Stadtplanung Anspruch auf ein fiktives „geddesianisches“ Erbe erhebt, welches aber vielmehr von architektonischen Beiträgen ausgewanderter Modernisten aus Deutschland und Österreich stammt. Der Beitrag von Sir Patrick war durchaus pro-

blematisch, da er sich auf Ansichten zum Judentum stützte, die schon für Zionisten schwer zu verstehen waren und heute für uns noch schwerer nachzuvollziehen sind. Ein Teilnehmer der Birzeit University ergänzte die palästinensische Perspektive in der darauf folgenden Diskussion und wies auf die Zwangsumsiedlungen während der Bauphase von Tel Aviv hin. Robert Freestone entwickelte neue Einschätzungen in seinem Vortrag über P. Abercrombie, den „anderen Sir Patrick“, oder „Saint Patrick“ und den Einfluss britischer Planungsideen in Australien. Die wenig bekannte Vortragsreihe von Patrick Abercrombie 1948 in Australien wurde präsentiert und mittels eines Tonbandmitschnitts aus dem Radio wurde das Charisma dieser Persönlichkeit deutlich. Der Frage nach der Rolle von Außenseitern in der Planung wurde im folgenden Beitrag nachgegangen. Dirk Schubert beendete diese Sitzung mit einem unterhaltsamen Portrait von Jane Jacobs und der Greenwich Village Kulisse in New York zu Beginn der 1960er Jahre. Er beschrieb ihren journalistischen Hintergrund, stellte ihren politischen Kontext dar und illustrierte den von ihr beeinflussten Paradigmenwechsel von der „Methode Bulldozer“ zur „behutsamen Stadterneuerung“. Der große (internationale) Einfluss von „Death and Live of Great American Cities“ (1961) ließ sie zum „urban hero“ und zu „Saint Jane“ werden.

Die dritte (leider schlecht besuchte) Sitzung hätte ein größeres Publikum verdient gehabt. Sie beinhaltete unter anderem Vorträge über nationale Raumplanungsgeschichte von Suwanna Rongwirlyaphanich aus Thailand und Milena Tasheva-Petrova aus Bulgarien. Dragana Corovoc präsentierte anschließend die faszinierende Geschichte einer Zwischenkriegs-Gartenstadt mit herrschaftlichen Häusern, die nur für Akademiker gebaut wurden – die „Professors' Colony“ in Belgrad. Koloniale Planung einer ganz anderen Art war das Thema von Fredrick Imolo-Okabelo. Seine Analyse von Kampala City begann mit den Siedlungstraditionen und den folgenden kolonialen Überformungen. Er berichtete über Siedlungen für weiße Bevölkerungsgruppen und den Bau der Kenya-Uganda Railway. Der „cordon sanitaire“, der so genannte „green belt“, der früher an Malaria erkrankte Einheimische von den weißen Siedlern trennte, ist heute ein Golfplatz für die Elite von Kampala.

Die vierte Session wurde mit einem Vortrag von Michael Leary über die Planungen zum Wiederaufbau von Manchester eingeleitet. Für die Stadt wurde 1945 ein Plan konzipiert, der einen radikalen Neubeginn markiert. Mit Hilfe von Archivmaterialien wies Michael Leary auf den für heutige Verhältnisse respektlosen Umgang mit der Geschichte von Manchester des damaligen Planungsteams unter Rowland Nicholas hin. Es folgte ein Vortrag von Paula Posas über das Department of Civic Design (University of Liverpool). Sie stellte die Bedeutung und die Erfolge der Ausbildungsstätte, unter besonderer Hervorhebung von Gordon Stephenson's Einfluss

auf das Curriculum und die Gestaltung der von ihm geplanten Lehrgebäude dar. Im dritten Vortrag ging es um den städtischen Gebäudetypus des überdachten Marktes. Nadia Fava aus Gerona stellte anhand der Geschichte von Markteinrichtungen in katalonischen Städten dar, wie erfolgreich Märkte als urbane Knotenpunkte wirken und skizzierte aktuelle Initiativen zum Schutz dieser Form des Einzelhandels vor der Konkurrenz der großen Supermärkte.

Die fünfte Session begann mit Ellen Shoshkes biographischem Projekt über Jacqueline Tyrwhitt. In ihrer Person verbinden sich viele Stränge der Planungsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Der Fokus der Präsentation lag auf ihrer Arbeit für die Association of Planning and Regional Reconstruction. Als Koordinatorin von APRR Kursen und Herausgeberin von Grundlagenwerken zur Stadtplanung, führte Tyrwhitt eine ganzheitliche Gesellschaftsphilosophie in den trockenen Funktionalismus der CIAM ein. Sie wirkte dann in Toronto, arbeitete in Harvard mit Siegfried Giedon und wurde schließlich Beraterin der United Nations. Im Kontrast dazu behandelte Michael Hebberts Vortrag „Street Canyons and Canyon Streets“ den Zusammenhang zwischen Städtebau und Stadtklima. Der Stellenwert des (Stadt-)Klimas in Publikationen lässt sich von Vitruvius bis zu Camillo Sitte belegen, geriet aber zunehmend in Vergessenheit. Planer haben bisher wenig Nutzen aus den Erkenntnissen über Klimatologie, Effekten von Wind, Temperaturen und den damit verbundenen Gefühlen von menschlicher Geborgenheit gezogen. Das Interesse an diesen historischen Beispielen wird durch globale Klimaveränderungen neu geweckt. Die aufgeführten Referenzen sind Teile eines Forschungsprojektes von M. Hebbert und V. Jankovic.

Die letzte Session beinhaltete einen Vortrag von Enrico Confienza über die aktuelle Bedeutung der italienischen morphologischen Lehre, wie sie von Carlo Aymonio, Aldo Rossi, Vittorio Gregotti und Bernardo Secchi entwickelt wurde. Sue Brownill, die Expertin der Geschichte der London Docklands, präsentierte die Ergebnisse einer Kooperation mit Stephan Ward, über die Visionen, Akteure und Folgen des „big bang“-Planungskonzeptes der Docklands. Peter Batey, der aktuelle Professor für Stadtplanung, Nachfolger von Gordon Stephenson, Sir Patrick Abercrombie, Sir William Holford und Sir Charles Reilly, führte mit einem Vortrag über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zurück zur zentralen Frage des AESOP-Kongresses 2009. Er evaluierte die Geschichte und Wirkung der Regionalplanung anhand von drei Strategic Plans, die zu unterschiedlichen Zeiten für die Liverpool City Region erstellt wurden: der 1944 Longstreth Thompson Outline Plan for Merseyside, der 1965 Interim Planning Policy Statement for Liverpool und der 2008 Draft Core Strategy for Liverpool.

Der Kontext der Hundertjahrfeier des Departments of Civic Design an der University of Liverpool machte AESOP 2009 zu einem lohnenden Event für Planungsgeschichtler mit anregenden Debatten, Exkursionen und einer Ausstellung zum Thema „Making Plans – 100 Jahre Civic Design“ in der nahe gelegenen Victoria Gallery. Planungsgeschichte hat sich damit als fester Bestandteil auf den AESOP-Tagungen etabliert. In Helsinki wird 2010 die nächste AESOP-Konferenz stattfinden.

Als William Hesketh Lever vor 100 Jahren die erste Planungsausbildungsstätte, den Lehrstuhl (Lever Chair) und die Zeitschrift „Town Planning Review“ finanzierte, erklärte er 1909: „[...] it will be a boon to future generations that there should be an opportunity of training men to a full knowledge of the best methods of Town Planning and civic Design [...]“. Es bleibt weiter viel zu tun, um aus der Geschichte für die Zukunft zu lernen und damit die ambitionierte Aufgabe zu erfüllen, unsere Städte nachhaltig und zukunftsfähig zu planen und zu gestalten.

**Michael Hebbert, University of Manchester, [m.hebbert@manchester.ac.uk](mailto:m.hebbert@manchester.ac.uk)  
Dirk Schubert, HafenCity Universität Hamburg, [dirk.schubert@hcu-hamburg.de](mailto:dirk.schubert@hcu-hamburg.de)**

## **Tagungsbericht: Wiederaufbau der Städte: Europa seit 1945/ Rebuilding European Cities: Reconstruction-Policy since 1945, Universität Hamburg 23.-25.9.2009.**

Die Stadtgeschichte des Wiederaufbaus transnational zu vernetzen, kann im besten Falle zur Folge haben, sie in doppeltem Sinne zu entgrenzen, sowohl die Erfahrungsperspektiven und deren Sinndeutungsgeschichten als auch die medialen Inszenierungen des Wiederaufbaus. Mit dem Neubau und vor allem der mit dem rekonstruktiven Wiederaufbau kriegszerstörter Baudenkmale war eine pointierte Erinnerungspolitik verknüpft. Sie war in einer spezifisch europäischen Traditionslinie von Neubauten und Rekonstruktionen im Wiederaufbau der Städte Europas eingelagert.

Die Hamburger Tagung hatte die Perspektive „eigenlogischer“ Lösungsmodelle (H. Berking/ M. Löw) im Akteursgeflecht zum Gegenstand und die Teilnehmer/innen dazu aufgefordert, anhand ihrer konkreten empirischen Fallstudien fünf Frageansätze zu berücksichtigen: 1. Narrationen, Gedächtnispolitik, visual history, 2. Akteurskonstellationen, 3. Sinnstiftung, Imageproduktion, Stadtmarketing, 4. transnationale Einflüsse und 5. die materielle Produktion des Wiederaufbaus und die alltagsweltliche Aneignung.

Axel Schildt, Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, eröffnete als Gastgeber die Tagung mit Bemerkungen über die mit dem Wiederaufbau verknüpften Traditionsbrüche, die im Gefolge der Kriegszerstörungen zahllose späte Abrisse von Ruinen zur Folge hatten, etwa des Berliner oder auch des Braunschweiger Stadtschlusses. Gemeinsames Ziel aller Wiederaufbaustädte war die Durchsetzung einer unkonventionellen Moderne. Lokale Medien und die Politik schufen identifizierbare Gemeinsamkeiten traditionsstiftender Wiederaufbau-Projekte.

Adelheid von Saldern, zusammen mit Schildt die Projektleiterin des an der Leibniz-Universität Hannover angesiedelten DFG-Projektes zur bundesdeutschen Wiederaufbaugeschichte, betonte die kulturgeschichtlichen Errungenschaften der vergangenen Dekade in der Stadtgeschichte. Die Phasierung, damit schloss sie an

Schildt an, sei auf drei Wellen zu orientieren: nach den 1950er Jahren setzte zu Beginn der 1960er das „Wellental“ des erhaltenden Wiederaufbaus ein, das bis 1975, dem Europäischen Jahr des Architekturerebes, anhielt. Erst dann begann die dritte, die postmoderne Phase. Analysiert werden sollten die politische Ebene, die vielfältigen Konnotationen von „Wiederaufbau“, die selbstreferenzielle Mediengesellschaft, demokratische Traditionsbilder, die Stadtimagepflege und auch das bürgerliche Selbstverständnis der Akteure.

Robert J. Morris (Edinburgh) markierte die langen Linien einer Wiederaufbaugeschichte von 1918 bis 2009 als eine Stadtplanungsgeschichte des gewollten Vergessens ungeliebter Traditionen. Der Traditionsbruch liegt in den 1970er Jahren, als weltweit der Glaube an die Regelungskompetenz der von städtischen Akteuren gestützten Sozialsysteme schwand. In den gebrochenen Zukunftsvorstellungen neoliberaler „developper“ habe sich die Konsumentenstadt neuer Formen der Aneignung von Stadtraum bedient und „event-locations“ in Quartieren und Hafengebieten entdeckt, die auf die Freizeitkultur der Besitzenden abzielte, aber nicht mehr auf das gemeinsame Stadterlebnis.

Christoph Strupp (Hamburg) sprach über den rekonstruktiven Wiederaufbau der St. Laurenskerk in Rotterdam. Erst in den 1950er Jahren wurde entschieden, keinen Neubau anstelle der Kriegsrue zu setzen, sondern diese als ein zum Kriegsdenkmal aufgewertetes Erinnerungsgebäude zu restaurieren. Aber aufgrund der völlig konträren Stadtentwicklung des kriegszerstörten Innenstadt-Areals zur modernen Geschäftsstadt verlor die Kirche ihre ehemals dominante Funktion als (Höhen-)Wahrzeichen.

Ganz anders wurde der Wiederaufbau Warschaws (Martin Kohlrausch, Bochum, vorher: DHI Warschau) unter dem doppelten Außendruck von gigantischen Bevölkerungsverlusten (900.000 von ursprünglich 1,5 Millionen Einwohnern!) und stalinistischer Hauptstadt-Genese ausgestaltet. Während sich die Zwischenkriegsmoderne in der Verkehrsplanung und dem Massenwohnungsbau fortsetzte und damit im Grunde überwog, beanspruchte der stalinistische Kulturpalast Identitätswirkungen, die ihm in der Bevölkerung nicht zugebilligt wurden. So konzedierte die politischen Eliten mit dem Altstadt-Wiederaufbau bereits frühzeitig die Heterogenität von Traditionslagerungen.

Mart Kalm (Tallinn) betonte die eigentümlichen Wechselbeziehungen transnationaler Akteurskonstellationen in der Wiederaufbausituation des baltischen Hauptstadt-Neubaus durch estnische Architekten. Punktuell neu gebaute Repräsentationsbauten standen noch ganz in der mitteleuropäischen Tradition, als in den 1950er Jahren ein neues stalinistisches Regierungsviertel inklusive Sowjetpalast die abrupte Stalinisierung des Wiederaufbaus bewirkte. Doch in den späten 1960er Jahren wur-

de anstelle dessen ein Hotel errichtet, so dass die Sowjetisierung bereits frühzeitig scheiterte.

In seinem Kommentar stellte Gregor Thum (Freiburg) einen Zusammenhang her zwischen stabilen Gesellschaftslagerungen (Rotterdam) und radikalen Wiederaufbauentscheidungen sowie von Traditionsorientierungen in fluiden Stadtgesellschaften (Warschau).

Im anschließenden zweiten Panel über den Staatseinfluss und kommunale Planungen zeigten zunächst Sebastian Haumann (Darmstadt) über das Sanierungsviertel Society Hill in Philadelphia und Sylvia Necker (Hamburg) über Neu-Altona die soziale Dimension von Verdrängung durch Gentrifizierung und von gezielter Wiederansiedlung der Altonaer im sozialen Wohnungsbau auf. Christoph Groh (Pforzheim) zeigte die Spezifik eines „Trümmerstadt“-Erlebnisses in der Erinnerungskultur der Pforzheimer auf, die kontinuierlich 17.000 Tote in einer zu 100% zerstörten Innenstadt beklagen und damit ihre lokale Identität als eine Opferidentität ausbildeten. Philipp Springer (Berlin) konnte anschließend die Zerstörung der Schlossruine in Schwedt als einen Akt Ulbricht'scher Willkür bloßlegen, der allerdings in einer politisch aufgefücherten lokalen Herrschaftskultur unterschiedlicher Einflussnehmer Platz griff.

Das dritte Panel über die Interessenpolitik wurde durch einen Vergleich völlig unterschiedlicher Kirchenbauten akzentuiert. Malte Thiessen (Hamburg) zeigte mit dem rekonstruktiven Wiederaufbau der Lübecker Marienkirche als einer Symbolkirche des „verlorenen deutschen Ostens“ die gezielten identitätspolitischen Überformungen eines bundespolitisch geförderten Erinnerungsortes auf. Celina Kress (Berlin) kontrastierte dagegen den besonders erfolgreichen Wiederaufbau der Berliner Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Er wurde einerseits von der Bevölkerung getragen und andererseits in einer genialen Formensprache umgesetzt als eine Kohabitation des Neubau-Wiederaufbaus mit einem Ruinenmahnmal. Georg Wagner-Kyora (Berlin) zeigte in einem Überblick eigenlogische Interessenpolitiken des rekonstruktiven Wiederaufbaus in neun bundesdeutschen Wiederaufbaustädten im Vergleich auf. Paul van de Laar (Rotterdam) ergänzte aus der Perspektive der Stadtplanung und der Stadtimagepolitik das Referat Strupps, indem er die Abkehr vom Hafenarbeiter-Image Rotterdams als eine gezielte Veränderung urbaner Erlebnisbereiche hin zum Label der amerikanischsten Stadt Europas betonte und darin dennoch die identitätspolitischen Wirkungen starker Bürgerbewegungen im Wiederaufbau der Stadt festmachte.

Zum Abschluss dieses zweiten Tages referierte Florian Mausbach, Präsident des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung a.D., über die vielfältigen Kontroversen um die Ausgestaltung der Bundesbauten in Berlin unter seiner Leitung, dar-

unter die nur durch das nachhaltige persönliche Lobbying des ehemaligen Bundesministers Oskar Schneider im Ältestenrat des Bundestages sehr knapp beschlossene Entscheidung zugunsten der Forster'schen Reichstagskuppel, die heute *das* nationale Symbol der Berliner Republik geworden ist, aber auch über die Abrissneigung zu Beginn der 1990er Jahre. Sie hätte zahlreichen baulichen Relikten in Berlin den Garaus gemacht. NS-Ministerien ebenso wie der DDR-Staatsrat wurden aber bewahrt und in das neue, reflexive Geschichtsverständnis der Bundesrepublik als „redende Bauten“ integriert, nicht jedoch - eine gewisse Inkonsistenz - der Palast der Republik.

Im vierten Panel über den Einfluss der Denkmalpflege referierte Gian Paolo Trecani (Brescia) über die diskontinuierlichen Wiederaufbauplanungen der neben Mailand am schwersten kriegszerstörten norditalienischen Stadt Brescia. Vergleichbar mit den Konflikten in allen anderen europäischen Städten wurden diese zwischen kompromisslosen Neubauern und den hier sehr erfolgreichen Denkmalpflegern der lokalen Behörde ausgefochten, die zwei Renaissance-Kirchen vor dem Abriss bewahrten. Florian Urban (Berlin) zeigte die Wirkung professioneller Architektendiskurse auf den Wiederaufbau des (Ost-)Berliner Nikolaiviertels auf. Uwe Altröck (Kassel) stellte die diskontinuierliche Willensbildung im postmodernen rekonstruktiven Wiederaufbau als eine anwachsende Breitenbewegung disparater Koalitionäre und wenig greifbarer Stil- und Geschichtsaneignungen dar.

Im abschließenden Panel über die Medialisierung des Wiederaufbaus ordnete Sandra Schürmann (Hamburg) die Medienpropagierung des Wiederaufbaus in Hamburg in einer darauf abgestellten Buchreihe einem Feld der Sinndeutungen zwischen disparaten Traditionslagerungen, vertrauten Mustern und Ähnlichkeitserwartungen von Städteleitbildern der Moderne zu. David Crew (Austin) zeigte das ganze Panorama einer Sinndeutungsgeschichte des Opfer-Narrativs im Wiederaufbau zwischen verdrängter Holocaust-Zeugeuschaft und „Aufbau-Autobiographien“ auf. Andrew Bergerson (Kansas City) vertrat die kontrovers diskutierte These einer Genese der deutschen Postmoderne bereits aus der gelenkten Traditionsstiftung von Wehrmachtangehörigen noch während des Zweiten Weltkriegs. Sie hätten das Stereotyp von Alt-Hildesheim als ein spezifisches Image des Nationalen und des Traditionalen in der lokalen Baukultur ausgeprägt. Adelheid von Saldern charakterisierte diese und andere Strategien der Sinnbildung in ihrem Kommentar als eine „Entbindung“ von der NS-Geschichte im Wiederaufbau. Abschließend stellten Corinne Bouillot (Rouen) und Anne-Cecile Sibout (Rouen) ein vielversprechendes binationales Tagungsprojekt über den Vergleich der Wiederaufbauregionen Niedersachsen und Haute-Normandie sowie eine Wanderausstellung über den Vergleich des Wiederaufbaus in Hannover und Rouen vor.

Im abschließenden Resümee betonte Georg Wagner-Kyora die diffizilen Aneignungspraxen bei den Bevölkerungen der Wiederaufbaustädte, die zu komplexen Wiederaufbauerfahrungen geführt haben. Rekonstruktive Wiederaufbauten fungierten als Anker der Symbolwirkung und besonders die Kirchen vereinigten sehr heterogene Sinnbezüge auf sich. Materiell schuf die Postmoderne seit den 1970er Jahren neue Stadträume, welche konzeptionell aber an das Alte und an die Traditionen der Stadt anschlossen. Die Erinnerung entstand erst in der Verkörperlichung von konkreten Raumbeziehungen der Wiederaufbauten, also mehr im Begehen und im Anschauen als in der akademischen Reflexion darüber. Sie blieb oft ungreifbar, wenn nicht Publikationen eigenständige Narrative entwickelten, die wieder an die Erfahrungen der Bewohner anschlossen.

**Prof. Dr. Georg Wagner-Kyora, Center for Metropolitan Studies der TU Berlin,  
georg.wagner-kyora@gmx.de**

## **Tagungsbericht: Nachwuchstagung der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) 5. und 6. Oktober 2009, München**

Am 5. und 6. Oktober 2009 fand in München die diesjährige Nachwuchstagung der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung statt, die sich in drei Sektionen vor allem zentralen Fragen der Neuesten Geschichte widmete und zwölf Nachwuchsforscher/innen die Möglichkeit eröffnete, ihre Projekte in fachkundigem Kreis vorzustellen und zu diskutieren.

Die von Adelheid von Saldern (Hannover) moderierte erste Sektion der Tagung „Stadt und Krise“ machte deutlich, dass Städte von der Frühen Neuzeit bis heute Brennpunkte gesellschaftlicher Krisendynamiken waren und somit einen hervorragenden Gegenstand zur Untersuchung derselben darstellen. Eröffnet wurde die Sektion durch einen Vortrag von Rebecca Knapp (Bochum), in welchem Stadtbrände als Krisenauslöser und Kriseneffekte in der Frühen Neuzeit analysiert wurden. Dabei hätten Stadtbrände unter anderem als „Kopplungselement“ zwischen Kriegen und dem Eigenleben der Städte gewirkt. Um dieser ständigen Gefahr entgegenzuwirken, etablierten sich seit dem Spätmittelalter Strategien der „Feuerpolicy“, die bald durch eine Routinisierung des Wiederaufbaus nach Brandkatastrophen ergänzt wurden. In der anschließenden Diskussion wurde für eine genauere Bestimmung des Begriffs ‚Krise‘ in Abgrenzung zur (Brand-),Katastrophe‘ plädiert und vorgeschlagen, sowohl die durch Stadtbrände ausgelösten Umstrukturierungsdynamiken als auch Aspekte der Subjektdisziplinierung im Rahmen der „Feuerpolicy“ stärker ins Blickfeld zu rücken.

David Sittler (Erfurt) skizzierte im anschließenden Vortrag sein Projekt einer Geschichte der metropolitanen Straße als Massenmedium in Chicago und St. Petersburg zwischen 1870 und 1930 anhand der Chicagoer Rassenunruhen von 1919. Die Straße als Massenmedium habe die „riots“ erst ermöglicht: Jene kollektive Krisenwahrnehmung, die als Konfliktauslöser nötig war, sei erst durch die Medialität der Straße produziert worden. Diese medial erzeugte ‚Krise‘ sei dann im Zuge der Unruhen in der ‚Sprache der Straße‘ körperlich-territorial gelöst worden. In der Diskussi-

on wurde auf Unschärfen des verwandten Mediumbegriffs hingewiesen, der von anderen Konzepten wie „Straße als Bühne“ und „Straßenpolitik“ (Lindenberger) abgegrenzt werden müsse.

Im dritten Vortrag beschäftigte sich Jan-Henrik Friedrichs (Vancouver) mit Orten des Anderen in der Bundesrepublik der 1970er und 1980er Jahre. Nach dem Ende der Planungseuphorie der 1970er Jahre sei es zu einer Krise der Stadt gekommen, in deren Zuge die Gesellschaft Selbstvergewisserung durch Sprechen über das Andere gesucht habe. Mithilfe einer relationalen Raumtheorie interpretierte Friedrichs besetzte Häuser, Treffpunkte der Heroinszene und ‚Ausländergettos‘ als „Heterotopien“ (Foucault) und Behälter, in welchen die ‚Mehrheitsgesellschaft‘ Devianz verortet und gebündelt habe, um diese so kontrollierbar zu machen. Von den Diskutanten wurde unter anderem die Frage aufgeworfen, ob es neben den vorgestellten auch ‚positive‘ Räume der Devianz gegeben hätte und inwieweit die Bündelung der Devianz nicht nur dem Interesse der ‚Mehrheitsgesellschaft‘, sondern auch dem Interesse der devianten Akteure selbst entsprochen hätte.

Mathias Heigl (München) stellte im folgenden Vortrag sein Projekt einer praxeologischen und raumanalytischen Stadtgeschichte der sozialen Bewegungen im Rom der 1970er Jahre vor und veranschaulichte es durch Einblicke in eine Mikrostudie zu den römischen Stadtteilkomitees. Anhand ihres konkreten praktischen Repertoires interpretierte er die Stadtteilkomitees als kollektive Basisakteure, die den urbanistischen, ökonomischen und politischen Krisentendenzen dieser Jahre mit einer stadtteilzentrierten Agenda der basisdemokratischen Selbstorganisation und direkten Aneignung entgegengetreten seien. In der anschließenden Diskussion wurde der Vortrag in eine Gesamtperspektive der 1970er Jahre als Periode der Revitalisierung des Nahraums eingebunden und auf die Potentiale einer transnationalen Vergleichsperspektive verwiesen.

Im letzten Vortrag der Sektion skizzierte Susanne Schregel (Darmstadt) „wie der Atomkrieg lokal wurde.“ Die Auseinandersetzung um einen drohenden Atomkrieg in den frühen 1980er Jahren könne als städtische Krise interpretiert werden, da die Friedensbewegung durch Strategien der Re-Skalierung und Sichtbarmachung die Stadt als potentiell Ziel, aber auch als „Mitverursacher“ eines Atomkriegs darstellt und so letztlich die Frage aufgeworfen habe, was Stadt eigentlich sei. In der Diskussion kam die Frage auf, inwiefern hierbei von einer spezifisch städtischen Krise und einem inhärenten Zusammenhang zwischen Atomkrieg und Stadt die Rede sein könne, oder ob das beschriebene Repertoire der Friedensbewegung nicht auch im Kontext einer allgemeinen verstärkten Nahraumorientierung dieser Jahre interpretiert werden könne.

Die von Clemens Zimmermann (Saarbrücken) moderierte zweite Sektion „Stadt und Migration“, zeigte auf, wie migrantisches Akteurshandeln, städtische Intervention und mediale Repräsentation auf komplexe Weise ineinandergriffen. Eröffnet wurde die Sektion durch einen Beitrag von Lucie-Partizia Arndt (Bochum), in welchem sie die Rolle der German Community bei der Entwicklung von Washington D.C. im 19. Jahrhundert beleuchtete. Gegenstand des Vortrags war dabei weniger die Analyse sogenannter Push- und Pullfaktoren als vielmehr die Rolle der German Community als Ethnic Group in ihrer Interaktion mit der amerikanischen Hauptstadt als urbanem Lebens- und politischem Repräsentationsraum. Die anschließende Diskussion konzentrierte sich auf die Vor- und Nachteile des Community-Begriffs und die Beziehungen zwischen den verschiedenen Einwanderercommunities.

Raika Espahangizi (Köln) stellte im zweiten Vortrag der Sektion die Beziehungen von Stadt und Migration in der Zeit von der ersten Anwerbung 1955 bis zum Anwerbestopp 1973 am Beispiel der Städte Köln und Frankfurt am Main dar. Ausgehend von der These, dass Migrant/innen die Entwicklung der Städte entscheidend mitprägten, wurden am Beispiel des Wohnens die Diskurse über ‚Ausländerghettos‘ und Integration sowie die konkreten Prozesse und Auswirkungen der Einwanderung auf der alltagsweltlichen Ebene skizziert. In der anschließenden Diskussion wurde der Beitrag als gelungenes Beispiel für einen Forschungsansatz gewertet, der von der Wohnraumforschung ausgeht und sich ein sehr viel breiteres kultursoziologisches Untersuchungsfeld erschließt.

Bettina Severin-Barboutie (Gießen/Straßbourg) beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit der Ausländerpolitik der Stadt Stuttgart am Beispiel des Ausländerbeirats. Sie ging dabei sowohl auf die Entstehung und Funktion des Ausländerbeirats als auch auf dessen Instrumentalisierung im Zuge der städtischen Imagebildung ein. Im Rahmen der Diskussion wurde die Entstehung der ersten deutschen Ausländerbeiräte im Kontext der 1970er Jahre als Phase wachsender zivilgesellschaftlicher Partizipation verortet und nach den Kämpfen und Forderungen von Migrant/innen und deren Bedeutung bei der Etablierung des Stuttgarter Ausländerbeirats gefragt.

Philip Zölls (Zürich/München) und Simon Goeke (München) stellten im letzten Beitrag der zweiten Sektion die Ausstellung „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration in München“ vor, die von Juli bis September 2009 in der Rathausgalerie zu sehen war. In ihrem Vortrag gingen sie vor allem auf die grundlegende Forschungsperspektive der Ausstellung ein, die darauf abzielte, die „Autonomie der Migration“ sichtbar zu machen. Anschließend erläuterten sie anhand ausgewählter Exponate, wie sich dieser Anspruch des Projekts in der empirischen Forschung und der künstlerischen Umsetzung niedergeschlagen hatte. In der Diskussion wurde vor der Gefahr einer normativen Betrachtung der Geschichte gewarnt.

Die dritte Sektion „Stadt und Natur“, die Christoph Bernhardt (Berlin) moderierte, machte deutlich, dass die Frage nach Natur in der Stadt nicht mehr nur im Rahmen problemorientierter Umweltgeschichte gestellt werden kann und eröffnete den Blick auf neue stadtökologische Themenfelder. Im ersten Vortrag zeichnete Astrid Mignon Kirchhof (Berlin) die Entstehung des Naturparks Südgelände in West-Berlin auf dem Gelände eines ehemaligen Rangierbahnhofs nach. Einer in den 1970er Jahren gegründeten Bürgerinitiative gelang es in jahrzehntelangem Ringen mit dem Berliner Senat, die Freifläche als Naturpark zu erhalten. Die Diskutanten gingen anschließend zum einen auf die spezifische Insellage Berlins als Entstehungsbedingung neuer Formen der Stadtbotanik ein, die dann in Räumen wie dem Naturpark Südgelände ihr Objekt fand. Zum anderen wurde die Frage aufgeworfen, ob das Sprechen der Bürgerinitiative über Natur nicht auch als Sprechen über alternative Formen der Stadtgesellschaft dechiffriert werden könne.

Martina Fendt (Darmstadt) stellte in ihrem abschließenden Vortrag einen Vergleich des kommunalpolitischen Umgangs mit Grünflächen in Wiesbaden und Mainz vor. Aufbauend auf die stadtsoziologische Konzeption einer „Eigenlogik der Städte“ (Berking/Löw), skizzierte Martina Fendt die Unterschiede und Gemeinsamkeiten des kommunalen Umgangs der beiden Städte mit urbanen Grünräumen hinsichtlich ihrer materiellen Resultate sowie deren Wahrnehmung, Wertschätzung und Deutung. Im Zentrum der anschließenden Diskussion stand die Frage, wie ein sehr anregendes, aber auch hochkomplexes Konzept wie jenes der „Eigenlogik der Städte“ konkret operationalisierbar sei.

Mit der thematischen Ausrichtung an den Clustern „Stadt und Krise“, „Stadt und Migration“ und „Stadt und Natur“ gelang es den Organisator/innen der GSU, die Akzente der diesjährigen Nachwuchstagung auf drei neuralgische Punkte gegenwärtiger (stadt-)gesellschaftlicher Entwicklungen zu legen und so die Stadtgeschichte im Sinne einer „Problemggeschichte der Gegenwart“ (Hockerts) auszurichten. Diese Zentrierung auf Schlüsselfragen gegenwärtiger Entwicklungen dürfte auch der Grund dafür gewesen zu sein, dass gerade Themen der jüngsten Zeitgeschichte sehr prominent vertreten waren. Doch die große Anzahl von Projekten zur Geschichte seit den 1970er Jahren stellte keineswegs die einzige Klammer der Tagung dar. Auch auf theoretisch-methodischer Ebene waren interessante Gemeinsamkeiten zu konstatieren: In zahlreichen Vorträgen wurde ein praxeologischer und/oder mikrohistorischer Ansatz mit dem Versuch kombiniert, den Untersuchungsgegenstand unter Rückgriff auf theoretische Konzepte von Foucault bis Löw zu verräumlichen, um so materiale, soziale und kulturelle Fragestellungen zu verbinden. Eine so konzipierte „histoire totale“ der widerstreitenden Zeittendenzen durch präzise ausgerichtete stadtdgeschichtliche „Tiefenbohrungen“ scheint – wie anhand zahlreicher Projekte

deutlich wurde – gerade auch für die Jahre seit dem „Strukturbruch“ (Doering-Man-teuffel/Raphael) sehr vielversprechend.

**Mathias Heigl, M.A., Hist. Sem. d. Ludwig-Maximilians-Universität München,  
mathiasheigl@yahoo.com**

*O L G A F E J T O V Á / V E R O N I K A K N O T K O V Á*

## **Tagungsbericht: European Cities Between the End of World War II and the End of the Cold War (1945–1989) Karls-Universität Prag, 6. und 7. Oktober 2009**

The 28<sup>th</sup> international conference, hosted by the City Archives of Prague and the Institute of International Studies of the Faculty of Social Sciences, Charles University Prague, on October 6<sup>th</sup> and 7<sup>th</sup> 2009, was dedicated to the urban development of European cities after World War II. In several thematic circles interdisciplinary views of historians, ethnologists, historians of art and architecture were brought to bear upon the development of cities on both sides of the Iron Curtain.

The focus of the first conference day was a general survey of the post-war reconstruction of European cities and the concepts governing these processes. Contributions predominantly from historians of architecture discussed the problems of transforming these cities and their re-construction and modernization after World War II. The opening contribution by Marek Krejčí emphasised specific problems of multicultural cities connected with massive post-war migration and their links to the formation of a new identity for them. Lars Nilsson presented the demographic development of western European cities reflecting internal factors of structural changes as well as the impact of municipal politics. The ensuing discussion pointed out how industrialisation and globalisation affected the demographic development of European cities and raised the question, how far a comparison of cities from the perspective of long-term development is at all possible. Maria Prieto supported the

comparability by concentrating on the uses of paradigms of American modern architects and their urban concepts for the construction and reconstruction of European cities. The transfer was strongly influenced not only by post-war economic developments led by the financial sector, but also by the creation of space for modern architecture in historical city centres, destroyed during the war.

The following session discussed specific conditions for the reconstruction of damaged or destroyed post-war cities as well as problems of reconstructing cities destroyed by natural disasters. In a presentation by Tomáš Nigrin and Gruia Badescu the problems of reconstruction of post-war German cities were accentuated on the one hand and the reconstruction of the Macedonian metropolis Skopje after the devastating earthquake of 1963 was introduced by Ines Tolic on the other hand. The first topic emphasized the different approaches to post-war reconstruction in the Soviet zone and in other German areas ranging from simple reconstruction to the complete modernisation of destroyed cities. By contrast, political issues were very important in debates about the reconstruction of the city of Skopje.

Other topics related to the problems of reconstruction and modernisation of cities. Berlin (Antonello Scopacasa), Munich (Simone Egger), Istanbul (Murat Gül), Warsaw (Krzysztof Mordynski), Prague (Katerina Jíšová, Václav Ledvinka) and Budapest (Márkus Keller) were touched mainly in relation to the cohesion of concepts of construction with political development, i. e. as manifestations of totalitarian ideology within concepts of development and modernisation of cities even with their realisation in the states of the former eastern block. Urban development in these cities was connected not only with domestic and international politics, but also with local political élites. The development of post-war Istanbul is an interesting case for comparison. The traditional and for Europe, distanced urban solution of the city's construction due to the incorporation of Turkey into the European military and partly political structures involved broad-minded plans for the city's construction or re-construction. The concepts were closely connected with the input of Prime Minister Menderes who used autocratic elements of the contemporary political system during the city's reconstruction. Projects of communist systems such as the reconstruction of Warsaw's central boulevard or the unrealized project of the Prague quarter *Etarea* had been developed on the basis of the challenging contemporary demands for housing with regards to the development of foreign modern post-war architecture. These projects signalled, as did the realised project of the model housing estate Óbuda in Budapest, an effort to reach the quality of modern western standards along with Soviet architecture and its fulfilment of required ideological concepts and settings which then often interfered with the economic potential of particular countries that determined the quality of the projects

of lower viability. Václav Ledvinka reviewed the incorporation of urban development of the "socialist" city into a wider context of pre-war and post-war development. This contribution rounded off the section dedicated to the reconstruction and modernisation of cities: it introduced the concept of Prague's urban development from the beginning of the 20<sup>th</sup> century, when the municipal administration, playing the key role in realisation, contributed successfully to the planning of the city's development, even though this planning was deformed during the period of nazi and communist rule by these regimes interfering according to the needs of totalitarian ideologies. Ledvinka continued to retrace the influence of self-administration within Prague up to the present day, highlighting negative aspects such as a retarded contemporary urban planning and the devastation of listed and protected buildings found in the city's centre.

The second day of the conference dealt with a specific range of questions. The section "Culture, politics, ideology and tradition" focused on particular cities and their municipal politics, the significance of relationships between citizen – city – state and the attendant problems of identity – i. e. the identity of city inhabitants and the identity of the city as a whole and their reciprocal relationship. The city was perceived as a living organism where the importance of the tertiary sphere increases and whose demands significantly influenced the nature of cities during the post-war period. Certain topics concentrated upon the naming of streets, public art, monuments and their links with the identification of the inhabitants (Rainer Pöppinghege, Barbora Laštovková, Marek Laštovka, Tomasz Weclawowicz). The changing of street names in German, Polish and Czech cities reflected almost directly changes in political systems, an effort to distance new conditions from the old system and – by doing so - to demonstrate both ideological and political representation. This adoption of city space by political power was undermined in all mentioned localities by the identification of inhabitants with the city space in the long-term horizon of its development. Consequently, inhabitants often insisted conservatively on older and ideologically neutral names that had been used rather on an informal level but in fact coinciding with the use of the new "official" toponomy of the city space in everyday communication. Sabine Mecking presented additional evidence for this factor referring to name changes during the period of administrative reforms that had been made in Germany in the course of 1960<sup>s</sup> and 1970<sup>s</sup>. Names of villages and their parts were seen not only as an expression of self-administration but they represented a local history and regional identity and became the central identifying factor.

The conference was rounded off with contributions dedicated to the identity of cities mainly in terms of the impact of culture politics on their development.

Zdenek Nebrenský spoke about the impact of cultural transfer on the creation of a certain level of organisations of student life in the Czech Republic along with Slovakian and Polish cities. Thomas Höpel compared the impact of state and municipal politics in France and the GDR. Helen Bluemel introduced the formation of a new cultural image of Leipzig after World War II. Blanka Soukupová discussed Prague's identity highlighting the activities of the city administration in the immediate post-war period.

The conference primarily confirmed the possibility of comparing the post-war development of European cities in West and East by revealing a number of parallel processes connected with their urban development. It was clearly shown that the modern history of Prague and other cities cannot be understood only by "compulsory" research in archival sources but by a comparison respecting the geopolitical division of Europe within her post-war frontiers.

**Olga Fejtová and Veronika Knotková; City Archive of Prague,  
olga.Fejtova@cityofprague.cz, Veronika.Knotkova@cityofprague.cz**

## **Projektbericht: „Ossum-Bösinghoven. Menschen – Leben – Geschichte“. Zur Genese einer Stadtteilgeschichte**

Der folgende Projektbericht schildert exemplarisch die Etappen der Erstellung einer Stadtteilgeschichte unter Einbeziehung einer Vielzahl von professionellen und Laien-Historikern einschließlich charakteristischer Probleme, die in einem solchen Projekt auftreten. Am lokalen Fallbeispiel lassen sich dabei die Potentiale einer breiten stadtgeschichtlichen Forschung ermessen, die in den Informationen zur modernen Stadtgeschichte sonst nur selten zu Wort kommt.

Der Stadtteil Ossum-Bösinghoven, um den es hier geht, gehört zu Meerbusch, einer ca. 55.000 Einwohner zählenden, zwischen Düsseldorf und Krefeld gelegenen und zum Rheinkreis Neuss gehörenden Stadt, die 1970 im Zuge der kommunalen Neugliederung entstand. Im September 2004 trat der Vorsitzende der St. Pankratius-Schützenbruderschaft Ossum-Bösinghoven, Willi Peters, mit der Bitte an den Autor des vorliegenden Berichtes heran, zum 250-jährigen Jubiläum der Bruderschaft im Jahre 2007 ein Buch über Ossum-Bösinghoven herauszubringen. Dass ich mit diesem Vorhaben beauftragt wurde, war insofern nahe liegend, weil ich aufgrund der von mir 1991 herausgegebenen Stadtgeschichte Meerbuschs sowie verschiedener Buchveröffentlichungen mit der Ortsgeschichte vertraut bin und einen gewissen Bekanntheitsgrad habe. Die Tatsache, dass das geplante Buch als Band 14 in die „Schriftenreihe des Heimatkreises Lank e. V. Beiträge zur Lanker und Meerbuscher Geschichte“ aufgenommen wurde, bedeutete natürlich, dass der Heimatkreis für die Finanzierung gerade stand.

In der Folgezeit gelang es, Autoren zu finden, die einerseits das methodische Rüstzeug und die fachliche Schulung, andererseits lokale Kenntnisse und darstellerische Fertigkeiten besitzen. In den in diesem Buch vereinigten Beiträgen waren diese Anforderungen in unterschiedlichem Maße gefragt. Die an den Anfang gestellten, noch am ehesten dem allgemein historischen Geschehen zugewandten Beiträge des Hauptkapitels I (Geschichtliche Entwicklung) wurden von professionellen Historikern verfasst, während die Beiträge der Hauptkapitel II (Alte Baudenkmäler) und III (Ländliche Kultur und Lebensverhältnisse) in gleicher Weise von Fachhisto-

rikern und bewährten Heimatforschern geschrieben wurden, die aufgrund ihrer (neben-)beruflichen, wissenschaftlichen oder politischen Tätigkeit mit den von ihnen bearbeiteten Gegenständen in besonderer Weise vertraut waren. Ausgesprochene Zeitzeugen kamen schließlich im Hauptkapitel IV (Brauchtum und Vereine) zu Wort. In vier Beiträgen stellten die jeweiligen Vereinsvorsitzenden und Hauptakteure die Entwicklung der ihnen besonders vertrauten Organisationen vor. Sie alle haben der gerade in Ortsgeschichten anzutreffenden Versuchung einseitiger Parteinahme und unkritischer Darstellung widerstanden. Dass die hier praktizierte Mischung von fachlich versierten, professionellen Historikern und Archivaren einerseits, kundigen Heimatforschern und Zeitzeugen andererseits durchaus zu guten Ergebnissen führen konnte, hatte ich bereits bei dem 1998 im Auftrag des Heimatkreises Lank e. V. herausgegebenen Buch „Landleben und Brauch“ erfahren.

Gleichwohl schien es mir angebracht, den Autoren mit Rundbriefen und durch Arbeitstreffen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. So habe ich in zwei Rundschreiben in den Jahren 2004 und 2005 in einer Art „Gebrauchsanweisung“ zunächst die Modalitäten im Hinblick auf den Schreibstil, die Übernahme von Zitaten, die Verwendung von Belegen sowie die Angaben zu den Quellen und zur Literatur festgelegt. Weitere Rundbriefe betrafen verschiedene, von Kollegen bzw. Mitarbeitern erstellte Quellen- und Literaturangaben. So stellte uns der Stadtarchivar von Meerbusch eine Übersicht der Ossum-Bösinghoven betreffenden Fundstellen seines Archivs zusammen. Ein mit den lokalgeschichtlichen Besonderheiten der Region bestens vertrauter Kollege aus dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf fertigte Übersichten zu den Hofesquellen unseres Ortes und zur historischen Literatur über Ossum-Bösinghoven sowie eine Zusammenstellung von Urkundenregesten zu unserem Dorf aus der Zeit vor 1800 an.

Die auf diese Weise übermittelten Vorgaben, Informationen und Materialübersichten wurden auf drei Arbeitstreffen vertieft, wobei es in einigen Fällen gelang, die einschlägigen Archive und Sammlungen durch die zuständigen Fachleute vorstellen zu lassen. Der mehr oder weniger deutlich artikulierte Nebeneffekt war dabei, die Mitautoren anzuspornen, „über den Tellerrand zu schauen“, das heißt, auch ihnen nicht vertraute Quellen und Zeitzeugen zu Rate zu ziehen. Darüber hinaus waren die Autoren auf dem zweiten und dritten Treffen gehalten, über den Stand ihrer Arbeiten und Recherchen zu berichten und ihre Ergebnisse zur Diskussion zu stellen. Dass auf diese Weise mögliche inhaltliche Überschneidungen weitgehend ausgeräumt werden konnten, war in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse. Nur gelegentlich ergaben sich Unstimmigkeiten zwischen Autoren, die sich schwer taten, vereinbarte Themenabgrenzungen auch einzuhalten.

Die von den Autoren fertig gestellten Beiträge wurden je nach Bedarf kundigen Fachhistorikern oder -archivaren einerseits und ortskundigen einheimischen Bürgern von Ossum-Bösinghoven andererseits zur kritischen Durchsicht vorgelegt. Auch hier zeigte sich gerade bei den Heimatforschern eine gewisse, erst in eindringlichen Gesprächen zu überwindende Beratungsresistenz, die nicht zuletzt auch aus den Bedenken der betroffenen politischen Akteure und in deren Folge der Zeitzeugen resultierte, Sachverhalte oder Unterlagen – nicht zuletzt solche aus der Zeit des Nationalsozialismus – offen zu legen bzw. recherchierte Ergebnisse zu akzeptieren. Alles in allem ist jedoch zu sagen, dass die Ursprungsfassungen inhaltlich in vielen Fällen präzisiert und ergänzt wurden.

Einen von mehreren Problemfällen stellte die Anfertigung des Beitrags über die „Neuapostolische Gemeinde Bösinghoven“ dar. Zwei hierfür vorgesehene Autoren stiegen nacheinander aus dem Projekt aus; immerhin war im Zuge der in diesem Zusammenhang betriebenen Internet-Recherchen erkennbar geworden, dass das Verhältnis dieser Kirche zum Nationalsozialismus problematisch war. Ich habe daraufhin selbst diesen Beitrag übernommen, wobei mir bei meinen Recherchen seitens der neuapostolischen Gemeindeglieder zunächst wenig Hilfe zuteil wurde. Wie sehr die bloße Existenz der Neuapostolischen Kirche in unserem Dorf nach wie vor die Gemüter etlicher Mitbürger erregt, mag die Tatsache beleuchten, dass einigen Dorfbewohnern – und nicht zuletzt verschiedenen (ehemaligen) Kommunalpolitikern – die eingehende Berücksichtigung dieser fälschlich noch immer als „Sekte“ betrachteten Kirche unangemessen erschien.

Das fertig gestellte Buch wurde 2007 unter dem Titel „Ossum-Bösinghoven. Menschen – Leben – Geschichte. 250 Jahre St. Pankratius-Schützenbruderschaft“ im Rahmen einer gut besuchten Pressekonferenz der Öffentlichkeit vorgestellt. Von den insgesamt 900 gedruckten Exemplaren waren bereits nach kurzer Zeit zwei Drittel verkauft. Dies scheint angesichts der Gesamteinwohnerzahl unseres Stadtteils von etwa 2.500 und des Ladenpreises von 19,50 Euro durchaus beachtlich. Wie aus der Verkaufszahl hervorgeht, stieß das Werk in der Bevölkerung auf große Resonanz. Dies war und ist nicht zuletzt einer ausführlichen Berichterstattung in allen regionalen Blättern sowie in den Lokalteilen der überregionalen Zeitungen zu verdanken.

Schließlich sei darauf hingewiesen, dass sich aus der Entstehung des Buches und der daraus resultierenden Medienpräsenz das eine oder andere Folgeprojekt entwickelt hat. Von mehreren in diesem Zusammenhang entstandenen Vorhaben seien hier vor allem die Erinnerungsberichte genannt, die derzeit – nicht zuletzt aufgrund der im Zuge der Buchrecherchen geknüpften persönlichen Kontakte und Anregungen – im Rahmen einer von Schülern durchzuführenden Befragungsaktion von etli-

chen der im Dorf ansässigen Vertriebenen aufbereitet und erstellt werden. Sie sollen in der vom „Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge e. V.“ herausgegebenen Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ veröffentlicht werden. Dass die Impulse zu diesen Projekten von unseren durchgeführten Buchaktivitäten unter großer Beteiligung der Ortsbevölkerung ausgingen, scheint mir nicht der unwichtigste Nebeneffekt zu sein und deutet – was die allgemeine Geschichtsforschung betrifft – an, dass es auf dem Gebiet der Alltags- und Mentalitätsgeschichte noch beachtliche Potenziale auszuschöpfen gilt.

**Peter Dohms, [dohms@freenet.de](mailto:dohms@freenet.de)**

# MITTEILUNGEN

## Termine

### 1. Halbjahr 2010

20. - 21. Januar      Konferenz: 11. Werkstattgespräch:  
*Neue Forschungen zur DDR-Planungsgeschichte*  
Leibniz-Institut für Regionentwicklung und  
Strukturplanung (IRS), Erkner bei Berlin,  
<http://www.irs-net.de>
30. Januar            Pre-Modern Towns Annual Conference:  
*Protest and Unrest*  
Institute of Historical Research, London  
<http://www.le.ac.uk/urbanhist/pmtg/conf2010.html>
11. - 13. Februar    Workshop: *Labour as resource. Individuals, mobility and  
economic strategies in pre-industrial societies*  
Centre Maurice Halbwachs, CNRS/EHESS/ENS, Paris  
<http://sites.google.com/site/migrantworkeurolab/workshop/english-version>
27. Februar          Konferenz: *Envisioning Community: Space, Place and  
Translating the Past in 19th and 20th Century Britain*  
Warwick Humanities Research Center, Warwick  
<http://www2.warwick.ac.uk/fac/arts/hrc/confs/ec>
15. - 16. März        40. Frühjahrskolloquium: *Metropolenkultur um 1900.  
Orte - Medien - Netzwerke*  
Institut für vergleichende Städtegeschichte, Münster  
<http://www.uni-muenster.de/Staedtegeschichte/Veranstaltungen/mar2010.shtml>
25. - 26. März        *Urban History Group Annual Conference*  
Centre for Urban History, Leicester  
<http://www.le.ac.uk/urbanhist/uhg/index.html>

7. - 10. Mai *Internationale Städtetagung*  
Die Alte Stadt e.V.  
St. Pölten (Österreich)  
<http://www.alte-stadt.de/intert.html>
27. - 29. Mai 4th International Railway History Conference:  
*Knitting the web. Railways, users and the city. Cities, users and their railways. Past, Present and Future.*  
International Railway History Association  
Mechelen (Belgien)  
<http://www.le.ac.uk/urbanhist/news/conferences.html>
17. - 18. Juni Konferenz: *Cities and Nationalism*  
Institute of Historical Research, London  
<http://www.history.ac.uk/events/conferences/941>

## **Vorschau 2. Halbjahr 2010**

12. – 15. Juli Konferenz: *14<sup>th</sup> IPHS Conference: Urban Transformation: Controversies, Contrasts and Challenges*  
International Planning History Society  
Istanbul, Türkei  
<http://www.iphs2010.org>
1. – 4. September Konferenz: *10<sup>th</sup> International Conference on Urban History: City and Society in European History.*  
European Association of Urban Historians  
Ghent, Belgien  
<http://www.eauh2010.ugent.be/en>
- 24.-26. September Konferenz: *3<sup>rd</sup> EURA Conference 'Understanding City Dynamics'*  
European Urban Research Association  
TU Darmstadt  
<http://www.politikwissenschaft.tu-darmstadt.de/index.php?id=citydynamics>

28. Sept. – 1. Okt.     *48. Deutscher Historikertag 2010 "Über Grenzen"*  
Humboldt-Universität, Berlin  
[http://plone.geschichte.hu-berlin.de/veranstaltungen/  
htag2010](http://plone.geschichte.hu-berlin.de/veranstaltungen/htag2010)